

GRAF BOSSI-FEDRIGÖTTI

*Kaiseryäger am
Col di Lana*



FRANZ SCHNEIDER VERLAG



Anton Graf Bossi-Fedrigotti

Die Tiroler Kaiserjäger am Col di Lana



Sechstes bis zehntes Tausend
Buchdruck von Alois Kolb

Franz Schneider Verlag G. m. b. H., Leipzig W 31 und Wien I

Inhalt

1. Ablösung vor!	5
2. Der Einjährige Bacher, das „Intelligenzhanst“	11
3. Lawinen!	15
4. Kampf um die Feldwache	22
5. Was geht nur an der Felsenwache vor.	26
6. Herr, gib ihm die ewige Ruh'!	31
7. Wie der Einjährige Bacher die Käßelmacher fing	35
8. Der Tod war ihr Geselle	41
9. Die Sprengung	45
10. Die Hölle ist los	50
11. Wirkliches Heldentum	59

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1934 by Franz Schneider Verlag G. m. b. H., Leipzig W 31

Printed in Germany Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig C 1

Bestell-Nr. 313



Ablösung vor!

Über den schneebedeckten Bergriesen und Tälern der Dolomiten liegt der ganze geheimnisvolle Zauber einer Mondnacht. Geisterhaft recken sich die Spitzen und Grate der Felsendome mit ihren wildverzackten und zerklüfteten Formen in den sternbesäten Nachthimmel. Breit und massig erscheinen darunter die weiten Almen und dunklen Waldkuppen, die den steilaufwärts strebenden Steinriesen als Unterbau dienen. Fahl spielt das Mondlicht über den Hängen dieser Almen und Talwände und beleuchtet dabei ein eigenartiges und lautloses Leben, das sich von den Höhen der Berge nach den Tälern und wiederum von den Tälern nach den Bergkämmen zu abspielt. Da ziehen sich an den Talwänden überall Wege und Straßen hin, die von meterhohen Schneemassen umsäumt sind, und die in unzähligen Windungen längs der Abhänge entlanglaufen. Dunkle Kolonnen marschierender österreichischer Soldaten

ziehen auf ihnen, in Mäntel und Pelze gewickelt, dahin. Die norwegischen Skimützen ähnelnden Feldmützen der österreichischen Infanterie haben sie über die Ohren heruntergeklappt, manche tragen auch weiße Schneemäntel mit Kapuzen, andere wieder haben Decken oder Säcke über den Kopf geschlagen. Es ist eine merkwürdig vermummte Schar, die sich da unaufhörlich begegnet, anhält, ausweicht und dann wieder schweigend weitermarschiert. Zwischen den Infanterie-Kolonnen trippeln und trappeln dann wiederum lange Züge von kleinen, struppigen Tragtieren, die unruhig unter den schweren Lasten, die sie auf ihren hochbepackten Packsätteln zu schleppen haben, schnauben und prusten. Andere Kolonnen solcher Tragtiere kommen mit leeren Sätteln und leise klappernden Kochkisten und Tragkörben mit ihren Führern von den Bergen herab, den Berganmarschierenden entgegen. An den Ausweichstellen stauen sich die Kolonnen dann wohl für eine kurze Zeit, leise Zurufe ertönen, da und dort scheut auch eines der Tiere, schlägt um sich und hält für einen kurzen Augenblick mit bebenden Nüstern und hochaufgerichtetem Kopf, von der Hand des Führers zurückgehalten, an, bis dann die aufwärts ziehenden Abteilungen wieder den Weg freigekommen haben und fast lautlos an dem unruhigen Tiere vorbeiziehen.

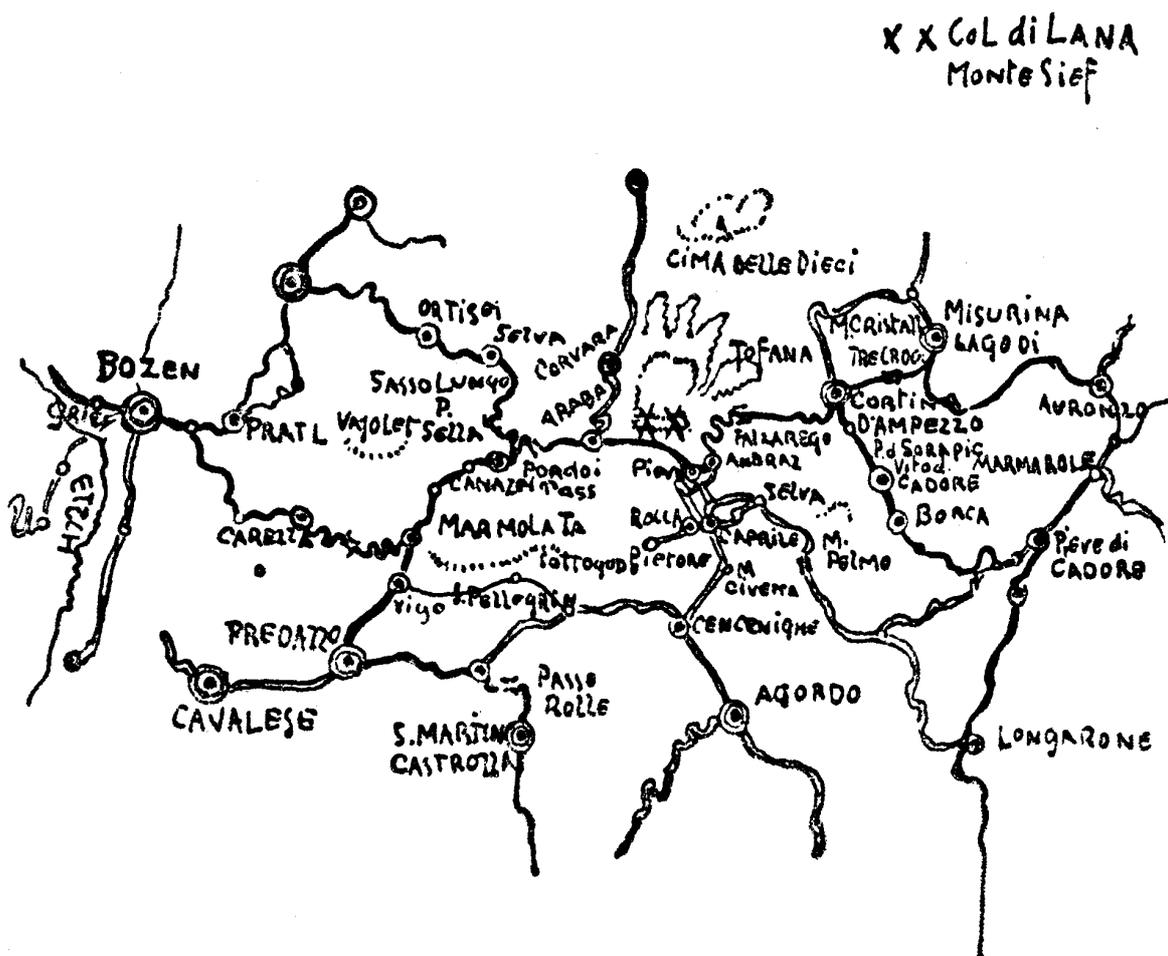
Mitten unter diesen Gebirgsmarschkolonnen steigt eine Kompanie Tiroler Kaiserjäger hinauf zu den Höhen. Stumm und in sich gekehrt stapfen die Jäger dahin. Ihr Nachtmarsch gilt heute dem meistumkämpften Berge der Tiroler Alpenfront, dem Col di Lana. Dort, wo hinter den tiefverschneiten Hängen des Campolungopasses ein dumpfes Rollen und Dröhnen die eigentliche Kampffront

verrät, werden sie heute wieder andere Kaiserjäger des gleichen Regimentes ablösen, die seit acht Tagen auf fast zweitausend Meter Höhe zwischen Eis, Schnee, Lawinen und bitterkalten Winterstürmen den unaufhörlichen Angriffen der Italiener standgehalten haben. Es sind echte Tiroler Bergler, diese Tiroler Kaiserjäger, die sich da zwischen den vorbeiziehenden Tragtier- und Marschkolonnen längs der meterhohen Schneewände nach vorwärts durcharbeiten. Wenn das Mondlicht ihre Gesichter für einen Augenblick trifft, so beleuchtet es manches wetterharte Kämpferantlitz, in dessen Zügen nicht nur die Natur des Tiroler Landes die Runen der schweren Gebirgsbauernarbeit gezeichnet hat, sondern das Mondlicht spielt auch auf Gesichtszügen, deren Härte durch eineinhalb Jahre Feldzug in Polen, Galizien, in den Karpathen und schließlich in den Heimatbergen Tirols erst geprägt worden ist. Die Tiroler Kaiserjäger waren die ruhmreichsten Regimenter der österreichischen Armee. Sie waren an Tapferkeit und Kampfwillen den aus Kroaten, Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen, Slowaken und Slowenen, aus Italienern und Serben formierten Regimentern der Habsburger Monarchie weit überlegen. Kein Wunder also, daß es gerade die Söhne des Hoferlandes, die Tiroler waren, die als Treueste der Treuen immer dort an der Front eingesetzt wurden, wo die Gefahr am größten war und die Zuverlässigkeit der deutsch-österreichischen Kämpfer am schwersten erprobt wurde. In den zahllosen Kämpfen gegen die Russen, in Galizien, in den Karpathen und in Polen hatten die Tiroler Kaiserjäger ihrem alten, aus früheren Kriegen schon oft bewährten Ruf, neue Ehre hinzugefügt. Seitdem man sie aber zur Verteidigung ihrer engsten Heimat, Tirols, gegen

die Italiener angelegt hatte, wurden sie und ihre anderen Tiroler Kampfgefährten, die Kaiserschützen und Stand-
schützen, zu unermüdblichen Wächtern ihrer höchsten aber
auch schönsten Berge, der Dolomiten.

Immer höher arbeitet sich die Kaiserjäger-Kompanie am
Berghange hinan. Der Weg ist hier schmaler geworden, so
daß die Jäger nur noch einzeln hintereinander vorwärts
stapfen können. Die übrigen Kolonnen und auch Züge der
kleinen struppigen Packpferde sind bei einer tiefer liegenden
Drahtseilbahnstation zurückgeblieben, von der aus ein Teil
des Kriegsmaterials über unwegsame Schluchten zu ver-
schiedenen Höhenstellungen hinaufgeschafft werden muß.
Vom Berge herunter kommt jetzt auch nur mehr noch eine
einzeln hintereinander schreitende Kette von Soldaten, die
dem Tale zustreben. Ab und zu wechseln die beiden Marsch-
kolonnen untereinander kurze Worte. Aber über eine knappe
Frage und Antwort, über einen halblaut ausgestoßenen
Zuruf, wollen die Redensarten, die sich die aneinander Vor-
beiziehenden zu sagen haben, nicht hinausgehen. Es sind
tschechische Soldaten, die vom Berge kommen, Artilleristen,
die Munition in eine der Stellungen gebracht haben, zu
der keine Drahtseilbahn führt und nun wieder ins Tal
zurückkehren. Aber weil diese Artilleristen eben österreichische
Soldaten sind, die nicht deutsch verstehen, haben auch die
Kaiserjäger keine Lust, sich mit ihnen lange zu unterhalten
und zu fragen, wie es denn oben stehe.

„Oben“, das ist der gefürchtete Berg, der Col di Lana,
der nun seit bald einem Jahre das Blut von Tausenden
getrunken hat. Den die Italiener, solange noch im Sommer
1915 die Bayern und Tiroler Standschützen auf der Spitze
des Berges als Besatzung lagen, bereits zehnmal angegriffen



hatten. Im Oktober 1915 hatten sich diese Angriffe noch verdichtet und in diesem einzigen Monat stürmte der Italiener den Berg siebzehnmal, jedesmal mit 25—30 Bataillonen. Aber immer wieder waren seine Angriffswellen an der Tapferkeit der Verteidiger zerschellt. Der Berg hatte so viel Blut getrunken, daß er im Soldatenmund den Namen „Berg des Blutes“ und beim Feinde die Bezeichnung „Calvarienberg“ erhalten hatte.

Dann war der Winter gekommen, aber mit der meterhohen Schneedecke, die die Felsen und Zugangswege des Col di Lana zudeckte, war weder der Angriffsgeist des Feindes, noch der zähe Verteidigungswille der Deutsch-Österreicher vermindert worden. Während die Flocken fielen und die ganze herrliche Dolomitenwelt sich ringsum bis zu den Eisfeldern der Marmolata und dem Gralschloß der

Sella-Gruppe in eine glitzernde Märchenwelt verwandelte, während in den Abgründen und an den Felshängen die Lawinen donnerten, während Schneestürme tobten und ein Kälteeinbruch einsetzte, der die Soldaten vielfach zwang, bei vierzig Grad unter Null auf ihrem Posten auszuharren, ging der Krieg in den Höhen unerbittlich weiter. Wo der Fels zufror, verbarrikierten sich die Verteidiger zwischen Eismänden und zu Eis gefrorenen Schneewehren. Ihre Unterstände bauten sie sich in Schneehöhlen, die sie viele Meter tief ausgruben. Um von einer Feldwache zur anderen zu gelangen, bohrten sie Tunnels durch die Schneemauern, und weil der Kampf über die Schneefelder nicht mehr vorgetragen werden konnte, da die weiße Fläche Abgründe zudeckte, bei deren Betreten Hunderte von Menschen ihr Leben verlieren konnten, bauten sich die Soldaten auf beiden Seiten der Front viele hundert Meter lange Stollen und unterirdische Gänge durch den Schnee, die sie als Ausfalltore zu den Angriffen gegen den Gegner benützten. Es war ein furchtbarer, ein unerbittlicher Krieg, der in den Wintermonaten des Jahres 1916 dort oben in den Bergen tobte, ein Krieg, der in seiner Furchtbarkeit mehr Opfer forderte, als jeder andere Krieg in der Ebene. Denn dort, wo nicht Granaten, Schrapnells, wo nicht Maschinengewehrkugeln und das Feuer der Schützen den Tod herbeiführten, tat die Natur das ihrige, um den Menschen zu vernichten.

Das alles wußten die Tiroler Kaiserjäger, die jetzt in dieser Aprilmacht 1916 wiederum in die Stellung gingen. Sie kannten diese Schneehänge, die noch immer trotz des bald beginnenden Frühjahrs so blendend weiß und friedlich in der Nacht dalagen, und auf denen sich so lautlos und wie auf einem weißen Teppich dahinschreiten ließ. Mit einem Male

Konnte sich da oben, wenige Meter über ihren Köpfen, ein kleiner Riß in der Schneedecke zeigen und wenige Minuten später die ganze Schneefläche mit donnerndem Geföse niederbrechen. Wen die Lawine nicht begrub, der wurde mit in die Tiefe gerissen. Trotzdem liebten sie die Berge, denn nur der, der die Gefahren und die unheimlichen Lücken des Hochgebirges kennt, weiß, wie herrlich einem die Berge dafür lohnen, wenn man diese Gefahren überwunden hat und man von ihren Höhen aus hinausblicken kann in die stille Zauberwelt ihrer wildzerrissenen Gletscherdome. Darum waren sie auch bereit, bis zum letzten Mann diese Berge zu verteidigen, denn diese Berge bargen ihre Heimat, diese Berge waren das Wahrzeichen ihrer Täler, in denen sie lebten und ohne diese Berge gab es für sie kein Tiroler Land mehr.

Der Einjährige Bacher, das „Intelligenzhanf!“

Mitten unter diesen ernstern Männern schleppte auch ein junger Einjähriger seinen hochbepackten Tornister. Kaum siebzehnjährig, war er vor wenigen Monaten zum 2. Regiment der Tiroler Kaiserjäger eingerückt, von der Schulbank weg, war er mitten in den Krieg gerissen worden, aber diese wenigen Monate Krieg hatten auch den Jungen schon zu einem ebenso harten Kämpfer gemacht wie die alten, die vor und hinter ihm einhermarschierten. Trotzdem hatte er in der Kompanie einen Spitznamen erhalten, und zwar deshalb, weil er ein „G'scherter“ war. G'scherte, das sind nämlich im Tiroler Land alle diejenigen, die was „g'schdu-diert“ (studiert) haben. Weil aber der Mobilmachungs-

befehl und der Weltkrieg keinen Unterschied zwischen Studierten und Nichtstudierten gemacht hatte, so mußte auch der junge Hans Bacher mitten zwischen Bergführern, Holzfüllern, Sennen, Bauern und Fuhrknechten als „Kaiserjaga“ Krieg führen. Nun war der Hans aber als Sohn eines Brixener Rechtsanwaltes zwar gerade kein Mutter söhnchen gewesen, aber er war immerhin „etwas Besseres“ von Geburt, wie man das in Tirol so zu nennen pflegte. Und so hatte er anfangs, vielleicht ganz unbewußt, sich nicht so frei und natürlich gegeben, wie es einfache Soldaten nun einmal erwarten. Nicht, daß er im Dienst in irgendeiner Weise versagt, oder daß er gar seine Pflicht als Soldat nicht erfüllt hätte, im Gegenteil, vor dem Feinde hatte er sich bereits mehrfach ausgezeichnet, nur eben dieser Umgang mit den Kameraden, das Sichhineinleben in die einfache Gedankenwelt dieser Bergmenschen mit ihren unkomplizierten Anschauungen, das war dem Hans anfänglich verflucht schwer gefallen. Auch seine gutgemeinten Belehrungsversuche waren schief aufgenommen worden. Spott hatte er geerntet, mit einem brummigen Lächeln hatte man ihm gedankt. Für diese einfachen Kaiserjäger galt nämlich als erstes Gebot, ein sicherer Schütze zu sein, als zweites Gebot war ihnen die Liebe zur Heimat angeboren und als letztes Gebot durfte man ihnen niemals nachweisen wollen, daß man gescheiter oder gar klüger wäre als sie, die schlichte Söhne der Berge waren. So hatte ihm seine Herkunft und sein gebildetes Auftreten bei den Jägern eines Tages den gutmütigen Spottnamen das „Intelligenzhansl“ eingetragen. Jemandeiner hatte es einmal gerufen und nun war es zum geflügelten Wort der Kompanie geworden, ja sogar Oberleutnant von Tannhuber, der die Kompanie führte, und die

übrigen Offiziere der Kompanie hatten diesen Namen in die Dienstsprache übernommen.

„Wirst mir no auf de Füß treten, Intelligenzhanzl“ ertönte da schon wieder dieser Name aus dem Munde von Bachers Vordermann in das schweigende Dahinstampfen der Männer. Der Hans hatte wohl in Gedanken versunken ganz vergessen gehabt, daß er auch beim Schneetreten immer schön in die Spur des Vordermannes hineinsteigen mußte, und so war er dem Oberhollenzler Peter, der schwer bepackt mit Rucksack, Steigeisen, Kletterseilen, Gewehr und Munition vor ihm daherkeuchte, auf die Absätze getreten.

„Wird halt ganz ‚g’scheidt‘ geträumt haben“, meinte hinter dem Hans der Sagerer Franz. Der Sagerer war gerade so wie der Oberhollenzler von Beruf Ganner und Viehschweizer. Seit Monaten marschierten die beiden Alpenhirten mit dem Studenten und dem Troger Waschl in der Doppelreihe. Der Troger Waschl war von Beruf Schnitzer und verstand sich wunderbar aufs Ausschneiden von den schönsten Pfeifenköpfen für die Kompanie. Er war deshalb eine vielbegehrte Persönlichkeit unter den Jägern und übte eine Art Vormundschaft über alle Pfeifenraucher in der Abteilung aus. Denn keiner konnte so wie er eine zerbrochene Pfeife wieder bildsauber flicken und von neuem gebrauchsfertig machen, und nur derjenige, der den Tiroler kennt, weiß, was es für diesen bedeutet, wenn seine Pfeife in Ordnung ist.

So bildete gerade die Doppelreihe Bacher, Oberhollenzler, Sagerer und Troger ein Kleeblatt besonderer Art in der Kompanie. Schon der Gestalt nach waren diese Vier grundverschiedene Erscheinungen. Der Oberhollenzler groß und mächtig, mit ein paar breiten Berglerschultern, das

Gesicht von einem richtigen Hoferbart umrahmt; der Troger dagegen schmal und geschmeidig, mit einem blonden Bärtchen und klugen, unaufhörlich unruhig umherirrenden Augen, die den „nach Motiven suchenden Künstler“ verrieten; der Sagerer kurz und gedrungen, mit kräftigen, fest im Kletterfels und in sonstigem abschüssigen Boden Halt findenden Beinen und einem ewig lachenden und gutmütig dreinschauendem Gesicht; und endlich der Einjährige Bacher mit den etwas hilflos dreinblickenden Augen, die unaufhörlich nach einem Anknüpfungspunkt für gebildete Gedankengänge in der Umgebung zu suchen schienen und der sonst gut gewachsenen, aber ohne jede besondere „Tiroler Gebirgsmerkmale“ ausgezeichneten Gestalt. Er war weder schwerfällig noch „gamsleicht“, er hatte keine richtigen Kraxelfinger und auch keinen Maschinengewehrbüchel, auf dem sich außer dem leichten M.G. auch noch alles das aufladen ließ, was die altgedienten Jäger gerne dem „g'scherten Buab'n“ aufgehängt hätten. So mußte aber der Oberhollenzler das Kletterseil und die Steigeisen schleppen und der Troger sich mit dem Sagerer im Tragen der Schneereifen und Eispickel ablösen. Marschierte die Doppelreihe, nach dem Exerzierreglement zu vieren aufmarschiert, so glich sie einer Orgelpfeife. Der Oberhollenzler war Nummer eins und ihr sich wenig bewegender Stützpunkt, der Einjährige Bacher aber mußte als Nummer vier sich desto mehr bewegen. Augenblicklich aber marschierten auch sie im Gänsemarsch, wie die ganze Kompanie, still und in sich gekehrt, durch die Bergnacht.

Lawinen!

Die Kolonne ist höher und höher an einem immer steiler werdenden Berghang hinaufgelangt. Schon seit geraumer Zeit ist auch die letzte entgegenkommende Soldatenreihe ausgeblieben. Nur noch eine kurze Wegstrecke und dann mußte man den Gratkamm erreicht haben, auf dem das letzte Stück Weges bis zu den Unterständen zurückzulegen war.

Oberleutnant von Tannhuber läßt einen Augenblick halten. Die Jäger lehnen sich an den Schneeang, spreizen die Beine in die tiefen Schneelöcher, die sie mit ihren Schritten ausgetreten haben und schlagen sich die Hände gegen die Schultern, um sich ein wenig zu wärmen. Es ist eisig kalt hier oben auf der Höhe. Während im Tal unten völlige Windstille geherrscht hatte, piff und heulte hier ein unheimlicher Sturm. In wenigen Augenblicken sind die einzelnen Gestalten der Rastenden von einer feinen Eisschicht überzogen.

„Herrgott, dös brennt ja wie tausend feine Nadeln“ flucht der Troger und fährt sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

„Da kann ja kein Teufel mehr die Pfeif'n rauchen“ schimpft auch der Oberhollenzer und klopft den Rest seiner Pfeifenasche brummend am Gewehrschaft aus.

„Da schau oba“ sagt der Sagerer zum Hans und stößt ihn dabei an. Mit der vorgestreckten Rechten zeigt er auf das Gelände unterhalb des Hanges, auf dem sie stehen. Dort liegen im Licht der Winternacht die Sputen niedergegangener Lawinen, zerbröckelnde Schneeklumpen, meterhohe weiße Knäuel, dazwischen zerstäubter Kleinschnee, dickem, flockigem Kartoffelmehl gleich. Dunkle, gebrochene

Baumstämme, zerknicktes Holz, zerbrochene Holzwände von abgestürzten Baracken, zersplittert, geborsten, zerschlagen, ragen dort hervor, alles ein unheimliches Bild der Verwüstung. Und mittendrin, auch hier in der Nacht aus der weißen Umgebung deutlich erkennbar Schaufelstücke, zerbrochene Skier, ein Mantelstück, ein menschliches Bein, noch bekleidet mit Wickelgamaschen und Schuh, wohl weit weggeschleudert vom Wesen, das es einst trug, und das irgendwo darunter metertief den letzten Schlaf schläft.

Keiner der Soldaten hat unter dem Eindruck des Geschauten Lust, viele Worte zu verlieren. Jeder von ihnen kennt den weißen Tod, und jeder fürchtet ihn. Daher erscheint es auch wie eine Erlösung, als das Kommando des Oberleutnants zum Weitermarschieren ertönt. Wieder arbeitet sich die Kolonne mühsam durch den Schnee und Sturm hier oben weiter. Und doch scheint es, als ob unheimliche Kräfte die Abteilung rascher von dieser Stätte des Grauens fortzudrängen suchten.

Vorne entsteht plötzlich eine Stockung, da, wo der Oberleutnant ganz oben als Erster geht. Ein Befehl wird durchgegeben:

„Lawinengefahr, Abstände verringern.“

Also doch noch Gefahr, denken die Jäger und sehen dabei prüfend am Hang entlang. Nach einer kurzen Pause geht es wieder weiter. Der Oberjäger Plangger, der als Letzter marschiert, kann mit bloßem Auge bereits die Eingänge zu den Unterständen drüben am Gratende erkennen.

Da — pfeift es plötzlich in der Luft.

Dumpf donnernd schießt etwas schneidend durch die Bahn, rast brüllend den Hang entlang, heult, pfeift an den Köpfen der sich jäh niederduckenden Soldaten vorbei und löst



die ganze breite Schneewand wie einen Dachziegel aus dem Gefüge der Landschaft.

Eine Stimme brüllt noch:

„Niederwerfen!“

Dann tost es vorbei, vorüber, zieht, reißt, schmeißt, jagt und versackt alles um sich und mit sich, bis es sich nach einer ganzen großen Ewigkeit langsam nachhallend irgendwo in der Tiefe donnernd verliert.

Feiner, weißer Schneestaub bleibt über dem Hang. Wie Nebelschwaden zieht es für einige Minuten über die Höhe dahin. Für einen Augenblick ist alles still, totenstill.

Endlich kommt wieder Leben in die weiße Schneefläche. Prustend, sich schüttelnd, fluchend, um sich stampfend, mit den Händen grabend, wühlen sich die Menschen aus der weißen Umklammerung, die sie gefangen hält. Kameraden suchen Kameraden, Rufe ertönen. Die oben in den Unterständen haben scheinbar das Unglück beobachtet und kommen nun auch ihrerseits mit Schaufeln und Pickeln, Seilen und Stangen längs des Hanges herabgelaufen und gerutscht, um Hilfe zu bringen und nach den Verschütteten zu suchen.

Der erste, der sich ganz freimacht und zuerst wieder auf die Beine kommt, ist der Oberleutnant. Ihm hatte die Lawine nicht viel anhaben können, weil er schon über ihr Abbruchfeld hinausgewesen war und nur vom Luftdruck niedergerissen wurde. Langgezogen bricht sich das Echo seines Sammlungsrufes an die Kameraden in den Felswänden. Namen um Namen ruft er in die Nacht hinaus. Aber nur selten antwortet das gewohnte:

„Hier!“

Der weiße Tod hat wieder einmal bittere Ernte gehalten. Was noch am Leben ist, kämpft sich verbissen aus

dem Schnee heraus und versucht, den noch Verschütteten Hilfe zu bringen. Nach langen Mühen hat Tannhuber endlich so viel Leute zusammen, daß er einen Überblick über die Größe des Unglücks erhält. Acht Mann fehlen ganz. Verschiedene andere liegen noch wimmernd mit gebrochenen Gliedern unten im Schnee. Die halbe Ausrüstung der Leute ist zum Teufel. Da hilft eben nichts anderes, als warten bis die Rettungsmannschaften aus den Stellungen heran sind und man den Verunglückten die erste Hilfe angedeihen lassen kann.

Wer außer dem Oberleutnant aber auch einer der ersten ist, die wieder auf den Beinen sind, das ist das Intelligenzhanzl, und in diesem Augenblick gilt sein erster Gedanke wirklich nur den Kameraden aus der Doppelreihe.

Gottseidank, sie leben alle drei und sind damit beschäftigt, sich aus dem Schnee hochzuarbeiten.

„Mei Pfeif'n, Teisl, mei Pfeif'n ist hin“, brummt der Oberhollenzler unaufhörlich und sucht dabei im Schnee vergeblich nach seinem verlorengegangenen Pfeifenkopf.

„Wird am End' noch wichtiger sein, als wenn du hin wärst“ lacht ihn der Troger aus, der den überstandenen Schrecken schon wieder überwunden zu haben scheint, und sagt dann noch:

„Tröst di, i werd' dir halt a neue schniß'n!“

„Habt's alle die Gewehre?“ fragt der Intelligenzhanzl dazwischen und hebt dem Sagerer die Knarre auf, die über und über mit Schnee verpappt ist.

„Der Bacher bleibt doch immer der G'scheideste“, spöttelt da der Troger.

„Ob wir noch leb'n, das fragt er gar net, aber ob wir die G'wehr noch hab'n, daran hat er wohl noch im Obarrutsch'n im Schnee denkt!“

„Spott nicht, Troger“, gibt der Hansl zurück. „Schad'n wird's dir g'wiß nicht, wenn du dich oben beim Oberleutnant noch mitsamt'n G'wehr melden kannst!“

„Richtig, Hansl!“ begütigt ihn da der Troger wieder.

„Richtig, i woaß ja, daß dei erste Sorg g'wes'n ist, ob wir noch leb'n, nichts für ungut, bist eben a richtiger Jaga, daß gleich an'n Stuz'n denkst hast!“

„Oberhollenzer, Bacher, Troger, Gagerer“, ruft es in diesem Augenblick vom Hang herab.

„Hier ... hier ... hier ... hier, Herr Oberleutnant“, echot es vierfach zurück.

„Heraufkommen, antreten und dann ausgraben helfen!“

„Zu Befehl ... jawohl Herr Oberleutnant!“

„Na, daß das Kleeblatt wenigstens lebt“, sagt dann Oberleutnant von Tannhuber nur, wie die Bier vor ihm strammstehen.

„Bacher, bist du auch ganz geblieben!“

„Nicht einmal die G'scheidtheit hat's ihm weggeblasen, Herr Oberleutnant“, pläzt der Gagerer dazwischen, daß alle trotz des Ernstes des Augenblicks beinahe auflachen, — aber nur eine Sekunde dauert das, dann sind alle wieder ernst. Der Sturm heult wütend weiter vom Hang herab und verschlägt auch gleich wieder jedes weitere Wort. Da sind ja auch die Hilfsmannschaften von oben.

„Holm“, ruft der Oberleutnant und versucht, selbst völlig noch vom Schnee verklebt und vereist, einem sich durch den Schnee herabkämpfenden Offizier entgegenzustapfen.

„Holm — Dank dir. Statt abgelöst zu werden, mußt du uns mit deinen Leuten Hilfe bringen!“

„Macht nichts! Tannhuber, Cervus ... armer Kerl ... also, was ist geschehen, ist das Unglück groß? Vor-

wärts, Leute, zehn Mann mit Seilen und Schaufeln sofort da rechts hinunter und ausgraben anfangen!"

Wie dann das erste Morgenlicht über die Berge heraufgraut und der Sturm etwas nachgelassen hat, stehen nach Stunden des Suchens und des Ausgrabens von halberfrorenen Menschen und Toten, des Zusammenrassens und Zusammenpackens von weggerissenen Rucksäcken, Gewehren und Ausrüstungsgegenständen, zwei Drittel der Kompanie wieder auf den Beinen. Dann geht es wieder. Begleitet von den Hilfsmannschaften kämpfen sich die Jäger müde und völlig erschöpft bis zu den Unterständen der Col di Lana-Stellung durch, wo die anderen, die während des Lawinenabsturzes den Kameraden nicht zu Hilfe geeilt waren, bereits seit Stunden auf die ersehnte Ablösung warteten.

Sobald Oberleutnant von Tannhuber in den Unterstand des Hauptmanns Holm getreten ist, sprechen die Offiziere noch lange und eingehend miteinander. Wie dann Oberleutnant von Tannhuber wieder aus dem Offiziersunterstand heraustritt, um mit seinen eigenen Leuten die Stellungen zu beziehen, ist sein Gesicht tiefenst. Irgend etwas scheint ihn zu bedrücken, was er seinen Leuten nicht mitteilen mag. Prüfend schaut er jeden einzelnen Mann, der an ihm vorüber an seinen Posten geht, an, als wolle er eine bestimmte Gewißheit beim Anblick jedes einzelnen darüber erlangen, ob er das, was ihm hier oben in den kommenden Tagen bevorstehen mag, auch wirklich durchhalten werde. Wie der Einjährige Bacher an ihm vorbeikommt, ruft er ihn zu sich heran:

„Intelligenzhanf!“, sagt der Oberleutnant, „melden Sie sich nachher bei mir, sobald die Kompanie Stellung bezogen hat im Unterstand. Danke.“

Kampf um die Feldwache

Die abgelöste Kompanie Kaiserjäger, die seit acht Tagen den Col di Lana besetzt hielt, muß mit dem Abmarsch nun doch noch bis zum Abend warten.

„Er schießt beim Tageslicht unsre Leut wie die Schneehaf'n ab“, meinen die Jäger zu den Neueingetroffenen.

„Er“, das sind die italienischen Alpenjäger, die Alpini, die knapp unterm Gipfel des Col di Lana ihre Feldwachen im metertiefen Schnee postiert haben, und die den Gratweg, der vom Col di Lana zum Monte Gief hinüberführt, unter Scharfschützenfeuer gelegt haben.

„Sind aber sonst merkwürdig still, die Wallischen!“ meinen die von der bisherigen Gipfelbesatzung dann aber noch.

„Weiß der Teufel, was die vorhaben — etwas bereiten die da drüben vor, aber was, das wiss'n wir nicht!“

Die Neuangekommenen spitzen die Ohren und lauschen in die Bergwelt hinaus. Aber nichts regt sich. Ab und zu fällt ein Schuß, der ein hundertfaches Echo auftreibt, aber sonst liegt seit Tagen eine eigentümliche Stille über dieser Front von über zweitausend Metern Höhe. Dann sind die Neuangekommenen auch durch das schaurige Lawinenerlebnis der Nacht so zermürbt. Müde hocken sie in den Schneehohlräumen und den in den Fels gesprengten Höhlen, den Eiskavernen. Sie warten, daß die Abgelösten mit einbrechender Nacht abrücken und sie deren Plätze belegen können.

Nur der Intelligenzhanfl schläft und döst nicht. Seine sonst immer ein wenig erstaunten Augen sind mit einem Male ganz ernst und nachdenklich geworden. Das Hänfeln

und der gutmütige Zuruf der Kameraden aus der Doppelreihe bleibt auch ohne jegliche Wirkung. Ja, der Bacher weiß seit Stunden mehr, als sie alle ahnen. Nachdem er seine Sachen im Unterstand an der Felswand unter der Holztreppe, die hinauf zur Feldwachstellung führt, abgelegt hatte, war er beim Oberleutnant angetreten. Alle Offiziere — auch die der abgehenden Kompanie — und der „Oberjaga“ Plangger, die Mutter der Kompanie, hatten sich in der Offizierskaverne eingefunden. Der Oberleutnant hatte auf seine Ehrenbezeugung kurz gedankt und sich an ihn gewandt:

„Hansl, Sie sind der jüngste Einjährige und zugleich auch der jüngste Kaiserjäger der Kompanie, aber gerade als Einjähriger erwarte ich von Ihnen, daß Sie die Aufgabe, die Sie von mir erhalten werden, ganz besonders gut ausführen werden. Was ich Ihnen jetzt sagen werde, ist vorläufig nur für Sie. Sie dürfen kein Wort davon den anderen Kameraden sagen:

Der Feind versucht, unsere Stellung zu unterminieren und will die ganze Spitze des Col di Lana in die Luft sprengen.

Nun kennen Sie ja unsere alte Felsenwache drüben bei dem Stützpunkt 2250, die wir im Herbst verloren haben. Der Feind hatte diese Felsenwache Anfang des Winters geräumt, weil der Schnee seine dortige Stellung sonst erdrückt hätte. Gelingt es uns nun, diese Felsenkote, die gegenüber dem Felsgrat am linken Flügel unserer Kompanie liegt, wieder zu besetzen, dann können wir möglicherweise durch ein dort postiertes Maschinengewehr die Unterminierungsarbeiten des Gegners im Col di Lana stören. Und hier kommt es jetzt auf Sie an. Nehmen Sie sich

zwei oder drei Kameraden mit, denn mehr als vier Mann können bei der ganzen Aktion nicht in Tätigkeit treten. Erst wenn ich die Gewißheit habe, daß es Ihnen gelungen ist, die Felskote zu besetzen, kann ich in Aktion treten und Ihr Unternehmen mit meinen Leuten unterstützen. Sie müssen sich aber vor allem vor einem in acht nehmen. Bestimmten Anzeichen zufolge scheint der Gegner seit einigen Tagen seine Posten wieder in die verlassene Felsenwache legen zu wollen. Es kann daher möglich sein, daß Sie ausgerechnet bei Ihrem Unternehmen auf eine feindliche Patrouille stoßen, die ihrerseits die aufgegebene Felsenwache auch besetzen will. Sorgen Sie, daß Ihnen die Italiener nicht zuvorkommen. Der Feind hat selbst das größte Interesse, die Felskote zu besetzen, um ungestört seine Bohrarbeiten durchführen zu können. Sie müssen also rascher sein als er. Wen wollen Sie mitnehmen?"

Der Einjährige überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Nur die Jäger Oberhollenzer, Sagerer und Troger.“

„Ach, die bewußte Doppelreihe“, sagte der Oberleutnant und stand auf.

„Also, Bacher, zeigen Sie, was Sie können und machen Sie Ihrem Namen, Intelligenzhanzl, Ehre. Das Schicksal der ganzen Kompanie liegt in Ihren Händen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Gute Wünsche sind hier nicht angebracht. Ich erwarte lediglich, daß ihr als Tiroler Kaiserjäger wißt, was ihr zu tun habt. Herr Fähnrich Bürgler wird Sie mit dem Gelände vertraut machen. Dem Oberjäger werde ich Befehl geben, daß niemand in der Kompanie den Zweck ihres Abganges erfährt. Für die Kameraden sind Sie und die drei anderen Jäger zu einem Patrouillengang kommandiert. Danke!“

An das dachte der Einjährige Bacher und an die Gesichter der Kameraden, wenn sie am Abend plötzlich erfuhren, daß sie unter seiner Führung zu einer solch schwierigen Aktion auserlesen waren. Aber schaffen würde er's. Das wollte er der Kompanie beweisen. Herrgott, — die durften nicht in die Luft gesprengt werden! Daher war also die eigentümliche Stille bei den Italienern da drüben. Die lagen nicht mehr auf dem Berge auf der Lauer, sondern sie bohrten seine Eingeweide aus, tief drinnen im Innern, — im Col di Lana! —

Ob sie vielleicht schon unter ihnen waren? Ob die feindlichen Bohrer nicht vielleicht in diesem Augenblick unter ihnen tief im Fels drinnen sangen, während die Jäger sich hier ahnungslos unterhielten?

Der Ruf des Fähnrichs riß ihn aus seinem Sinnen.

„Bacher, kommen Sie, wir wollen einmal von der Feldwache aus die Stellungen besichtigen.“

„Jawohl, Herr Fähnrich!“

Die Jäger, vor allem die Kameraden von der Doppelreihe, horchten einen Augenblick auf, wie der Fähnrich den Einjährigen fortrief.

„Wird wohl was B'sonderes mit ihm zu bereden hab'n“, meinte der Gagerer.

„Werden eben was zu bereden hab'n, was nur föllene G'schdudierte verstehen und wozu wir z'dumm sind“, brummte der Troger und warf sich herum, um gleich wieder zu schnarchen. Doch da pff die Signalpfeife des Oberjägers Plangger dazwischen.

„Oberhollenzer, Gagerer, Troger!“

„Höllkeißl, daß man nie sei' Ruah' hat. Hier! Wir kommen schon!“

Wie dann alle drei vom Oberjäger zurückkamen und auch der Einjährige Bacher von seinem Rundgang mit dem Fährich zurückkehrte, sahen sich alle viere für einen Augenblick ernst an. Dann aber brach die alte Berglerschlaubeit und der wurstige Schalk des gefahrengeübten Frontsoldaten aus den Augen der Kameraden. Sie packten das Intelligenzhanzl unterm Arm, klopften ihm mächtig auf die Schultern, daß ihm die Arme schier aus den Gelenken zu springen drohten und wischten sich dann mit den Ärmeln die Nasen.

„Denen werd'n wir a Heß herlegen. Was, Hansl!“

„Ja, werd'n wir!“ gab der Hansl bloß zurück und wischte sich selbst dabei über die Nase. Sie waren doch einzige Kerle, die dreie, die ihn so oft hänselten!

Was geht nur an der Felsenwache vor?

Seit Stunden lag der Oberleutnant von Tannhuber in der vordersten Stellung der Kompanie und beobachtete mit Ungeduld jede Bewegung, die sich im Gelände rings um die alte Felsenwache und den im Herbst verloren gegangenen Stützpunkt 2250 zeigte. Vom Einjährigen Bacher und den anderen, die mit Bacher aus der Col di Lana-Stellung abgeklettert waren, fehlte noch immer jede Spur. Fast hatte Oberleutnant von Tannhuber den Einjährigen und seine Kameraden schon aufgegeben. Entweder waren sie noch in der vergangenen Nacht, als sie ausgeklettert waren, unten in eine der Schluchten gestürzt oder sonst beim Überqueren der Schneehalde aus der dort kaum elf Schritte entfernten feindlichen Stellung entdeckt und lautlos niedergemacht worden. Eine dritte Möglichkeit war auch die, daß der Gegner

am Ende die Felskote trotz des Winters doch noch sofort besetzt hatte und die Patrouille beim Einstieg in den Felsen einfach abgefangen hatte. Immer mißtrauischer äugte der Oberleutnant zur Felskote hinüber.

Himmelherrgottsfakra!

Natürlich, da drüben am Band, das sich quer durch die Felswand zog, krabbelte etwas!

Wenn das die Alpini waren, dann gute Nacht, ihr braven Kameraden. Doch, was hieß hier brav! Der Bacher, dieser Intelligenzhanfl, war eben doch für nichts zu brauchen. Hätte ein anderer die Patrouille geführt, als der, dann wäre die Aktion vielleicht doch geglückt. Ärgerlich nahm der Oberleutnant das Glas zu Hilfe. Natürlich, da hatte man ja die Schweinerei! Das Glas bestätigte seinen Verdacht. Also waren die Italiener noch vor Bachers Leuten durch das Schneefeld hindurchgekrochen, hatten den Einstieg drüben unbemerkt von der Patrouille bewerkstelligen können, und — da krochen ja welche gerade auf allen Vieren, die Gewehre am Nacken baumelnd, das Felsband durch, von wo aus sie in den Kamin und damit in die wildzerklüfteten Felsnester der Spitze gelangen konnten. Es konnten nicht viele sein.

Tannhuber zählte. Eins, zwei, — — vier, — — sieben. Sieben Mann waren es. Aber sie schleppten etwas mit. An Stricken schleiften sie Maschinengewehrbestandteile mit. Wenn die italienische Patrouille das Maschinengewehr aber erst in Stellung bringen konnte, dann war jede Schutzaktion gegen das In-die-Luft-gesprengt-werden aussichtslos.

Der Oberleutnant riß den Stutzen an die Wange. Pam — Pam — Pam — krachte es durch die stille Bergmorgenwelt.

Ta-pum, Ta-pum, echote es rings von den Felsen zurück. In den sogenannten Gräben, hinter den verschneiten Felsblöcken, über den Kavernen, überall oben auf den Spitzen wurde es lebendig.

Bembembembem — taftaftaktaf — rasselte es plötzlich aus einem Felsloch los. Die Maschinengewehre sangen.

Sssss — peng, sssss — peng — ging es in das Gestein, spritzte Steinsplitter, Steinschiefer und Geröll los, daß es über die Wände hinunterrieselte, als ginge eine Wasserflut nieder, oder Flatsche abgeplattet von den hohen Wänden zurück.

Der Oberleutnant fluchte und teufelte, daß das wilde Geschieße völlig zwecklos sei. Es brauche nur irgendwo ein Schuß zu fallen, dann ginge von allen Seiten das Konzert gleich los, ohne daß ein Einziger eigentlich wisse, wohin er schießen solle. Er brüllte seinen Jägern zu, daß sie nicht auf die feindliche Stellung vorne zu schießen hätten, sondern daß der Feind in der Gegend der verlassenen Felsenstellung zu suchen sei.

Das Telefon läutete. Der Herr Major vom Abschnittskommando wetterte, was denn der verdammten Kompanie Tannhuber einfalle, so zwecklos, ohne jegliche Ursache auf eine längst verlassene Stellung loszufeuern. Der Jäger Stemberger, der das Telefon bediente, schrie dem Oberleutnant den majorlichen Wutausbruch Wort für Wort hinunter auf die Felsnase, wo der Oberleutnant lag.

„Stemberger, sag eam“, gab der Oberleutnant zurück, „daß er sei Glas'n net außerm Kavernenloch auss'i leuchten lass'n soll, sonst spucken ihm die Alpini ausi, daß sie's Leuchten für immer vergißt!“

Wenige Minuten darauf brüllte aber auch der Monte

Sief aus siebzig Gewehren Tod speiend zur Felskote hinauf. Doch es half alles Schießen nichts. Die Italiener hatten scheinbar gewonnen. Todesverachtend, mit unglaublicher Kühnheit waren sie im Feuer der Österreicher hochgekrochen und stemmten sich nun, für die Scharfschützen verborgen, hinter den Felswänden in das Gestein hinein.

Da half kein Schießen mehr. Der Stein deckte sie, und in wenigen Minuten jagte der mutige Feind Kugel auf Kugel herunter und hielt die Österreicher in den Kavernenlöchern gefangen, wie die Raße vor dem Mauselloch. Da gab's dann nur eins. Sie oben wieder hinauswerfen. Bis der Abend hereinbrach und man eine neue Aktion vorbereiten konnte, biß mancher brave Jäger in das harte Dolomitengestein der Heimaterde.

Hunderte von Augen in den tief gelegenen Stellungen lauerten jetzt gespannt und zielbereit auf den Augenblick, da die Italiener sich fertig eingenistet hatten und Miene machten, das Feuer zu eröffnen. Hunderte von Augen starrten also bei Freund und Feind. Denn atemlos sahen wohl ebenso viele Alpini von der italienischen Hauptstellung hinüber. Die knochigen Hände der Kaiserjäger spannten sich um die Gewehrschlösser. Hoch über den Bergen zogen still und sorglos zerrissene Wolkenfetzen. Auch drüben hinter dem Falzaregopaß dröhnte es dumpf. Die Artillerien begannen ihr Tageskonzert.

Eine Stunde verging.

Plötzlich gab es drüben an der Felsenwache einen scharfen Knall. Dann noch einen.

Was war los?

Mit einem Male löste sich dort am verschneiten Steinramm eine Gestalt. Hoch stand sie einen Augenblick über

den Abgründen. Dann griff sie mit beiden Händen weit in die unendliche Leere hinaus, schnellte wie abspringend in den Luftraum und fauste in die unheimliche Tiefe. Krachend schlug ein Gewehr zerschellt auf einen Felsvorsprung auf, die Splitter fast bis zu den Österreichern herüber schleudernd.

Bleich starrten die Jäger. Was ging dort drüben vor? Schlugen sich denn die Italiener gegenseitig tot? Nochmals bog sich ein Menschenkörper weit über einen Grat. Ein markererschütternder Schrei ertönte. Dann schlug auch dieser Mensch dumpf und schwer über die Wände, prallte wie ein Gummiball gegen einen großen Steinkloß, kugelte ein paar Meter weiter und rollte endlich über das Schneefeld herab, wo er zerblutet und zerschlagen, ein grausiges Nichts, liegen blieb. Der Tod kämpfte dort drüben, zwischen dem Kamin und den Ausstiegen zu den Spitzen. Unsichtbar für Freund und Feind krallte es sich dort in die furchtlosen Soldaten und schlug ihnen die Finger von den Griffstützen weg, in die sie sich kühn und klettergewandt gekrampft hatten. Wieder fielen Schüsse in das schweigende Kriegsfeld. Eins, zwei, drei! Dann wurde es still. Totenstill. . .

Herr, gib ihm die ewige Ruh'!

Raum waren nach diesem Tage die ersten Schatten der Nacht über das so viel umkämpfte Col di Lana-Gebiet niedergegangen, als sich wieder unheimliches Leben in seinen verschneiten Kampfstellungen zu regen begann.

Der matte Gang schwerer, genagelter Schuhe scharrte gedämpft im knirschenden Schnee der Halden. An den Hochwänden schlich es sich huschend entlang, tastete die Fels-



wände suchend ab, zog da und dort einen Körper ein paar Meter hinan, ließ dann los und plumpste dumpf aufhallend mit leisem Fluch wieder zurück in den meterhohen Schnee.

Plötzlich zerriß ein Lichtkegel scharf und blendend die angebrochene Nacht. Geisterhaft trieb er die Bergspitzen aus ihrer Versunkenheit in grellende Weise, glitt suchend an den weißgezuckerten Felswänden entlang und versing sich endlich tückisch in der Gegend der umkämpften Felskote. Dort duckten sich zehn, zwölf Kaiserjäger tief in die Felswände, verkrochen sich dann, das Gesicht in das Gestein gepreßt, unter die überhängenden Felsvorsprünge und glichen so nur dunklen Gesteinsflecken im blendenden Weiß des Scheinwerferlichtes.

Es war Oberleutnant Tannhuber selbst, der sich mit einer ausgesuchten Schar Jäger Gewißheit über die Lage in der Felsenstellung und über das Schicksal von Bachers Leuten holen wollte.

Deshalb wohl traute der Italiener drüben am Hange des Monte Poré dem Frieden nicht. Die Tollkühnheit seiner Leute vom Morgen hatte ihn wohl nervös gemacht.

Rasend stoben plötzlich zwei, drei Maschinengewehr-
garben und prasselten gegen den Kamineinstieg. Von oben nach unten, von links nach rechts.

Dem Oberjäger Plangger der Kompanie Tannhuber floß das Blut mit einem Male in hellroten Bächlein aus dem fest an den Schnee gepreßten offenen Mund und gluckste versichernd in die Eisblumen. Er sollte nie mehr sein mahnendes Auge auf die „schwarzen Schafe“ der Kompanie gerichtet halten, der Oberjäger!

Still, ohne noch ein einziges Wort über die sterbenden Lippen zu bringen, verröchelte er im tiefen Schnee.

Höher hinauf zog sich dann wieder das Scheinwerferlicht.

Nun kam Leben in die Kauernden. Mit kurzen, sicheren Sägen saßen sie drin im Fels und krallten sich rasch zwischen den Wänden hoch. Der erste tastete flink die Griffmöglichkeiten ab, der nächste, der dicht unter ihm hochkraxelte, hielt den Kletterhaken fest zwischen den Zähnen. Ein Griff der linken Hand des Vordermannes nach unten, und schon ging der Kletterhaken hoch, eine Hand krakte erst die Schneekruste ab, setzte ihn dann auf den harten Fels, und schon hallten gleich darauf dumpfe Hammerschläge durch die Finsternis. Die Kaiserjägerhochpatrouille schlug die Kletterhaken ein, auf denen sie zu der Felsenstellung hochkommen wollte, die der Einjährige Bacher mit

seiner Patrouille nicht besetzen konnte und die nun vom Feinde eingenommen worden war.

Außerste Eile tat not. Bis das Scheinwerferlicht wieder niederhuschte, mußte Tannhuber mit seinen Leuten ins Felsband eingestiegen sein. Außerdem war eine neue Aktion des Feindes nicht ausgeschlossen. Ehe der Morgen graute, mußte die Spitze endgültig in österreichischen Händen sein.

Die Leute stemmten sich rasch hoch. Nun hieß es, noch enger in das Felsband einsteigen!

Tiefdunkle Nacht war ringsum. Lastend kroch Oberleutnant Tannhuber, selbst altgewohnter Bergsteiger, vor. Knieschub um Knieschub. Wenn er die rechte Hand ausstreckte, griff er in die Leere. Diese Leere bedeutete vierhundert Meter Abgrund.

Vorsichtig tastend kroch er wieder zurück.

Ein leiser Pfiff zwischen den Zähnen gab ein Zeichen nach rückwärts. Sobald Tannhuber wieder am Kamin war, machte er das Seil, das er bisher gerollt getragen hatte, locker und ließ es nach der Tiefe abgleiten.

Hurtige Hände tief unter ihm griffen es auf, knoteten es fest und ließen es weiter tiefer gehen. Dann kroch der Oberleutnant wieder nach vorwärts.

Mitten im Band faßte sie neuerdings der Scheinwerfer. Sofort heulte ein wütendes Gebell aus todspeienden Mäulern herüber. Ganze Garben von Maschinengewehrflugeln streuten sich rings um die Kauernden.

Wenn jetzt einer fiel und das Seil anriß, dann jagte der Betroffene alle anderen mit in die Tiefe.

Raum hatte der Offizier diesen Gedanken gehabt, als sich das Seil auch schon unter ihm anspannte. Da galt jetzt nur eins. Liegen bleiben und sich nicht rühren. Liegen

bleiben um sein Leben. Ohne Deckung. Mitten drin im Felsband, rechts von sich den Abgrund, links von sich den überhängenden Felsen und vor sich noch 20 m bis zum rettenden Einstieg in den oberen Kamin.

Endlich schien der Scheinwerfer nichts Lebendiges mehr in der Felswand zu finden. Scheinbar waren sie alle tot, die dort gekrochen waren. Aber sobald das ekelhafte Blendlicht abwärts glitt, regte es sich wieder im vereisten Gestein.

Mit verzweifelter Anstrengung zog Lannhuber das Seil mit der schwebenden Last hinter sich an. Nur noch zehn, zwölf Knieschübe mußte er es schleppen können. Dort erweiterte sich das Band ein wenig. Starr stemmten sich seine Ellbogen an die Eiskruste. Die blutende Rechte schob sich tastend herum, ruckte suchend am Seil und zog es an. Mit gedämpfter Stimme rief er den zweiten Mann, der hinter ihm kletterte, den Jäger Huber, an.

Keine Antwort. Nochmals rüttelte der Oberleutnant am Kletterseil. Was war da hinter ihm los? War da keiner mehr? Oder — — war der getroffen worden?

„Hallo“ ... wieder regte sich nichts.

Endlich meldete sich eine Stimme. Es war der dritte Jäger, der hinter dem Oberleutnant kroch. Mit gedämpfter Stimme rief er:

„Herr Oberleutnant, der Jäger Huber ist tot. — I han's g'sehn, wie eam dö Kugel 's ganze G'sicht aufg'riss'n hat.“

Da biß sich der Oberleutnant in die Lippen. Den Toten konnten sie nicht zwischen sich am Seil hängen lassen. Sein Gewicht mußte ihnen sofort beim Ausstieg aus dem Band und beim Einstieg in den oberen Kamin zum Verhängnis werden. Da gab's nur einen Weg — los-

schneiden — und abwerfen! Die nachkriechenden Kaiserjäger wären an der Leiche nicht vorbeigekommen; dazu war das Kletterband viel zu schmal.

Der Oberleutnant schloß einen Augenblick beide Augen. Dann straffte sich sein Körper.

Hart und schwer griff die verwundete rechte Hand über den Rücken. Dort, wo unterhalb des Rucksackes das Offiziersbajonett des Kletterns wegen auf den Rücken geschoben war, krampfte sie sich fest und entschlossen um das Griffkreuz des Seitengewehrs, zog den scharfen Stahl mit einem Ruck aus der Scheide und hielt die Schneide knapp an den Fasern des Stricks.

„Alles fertig zum Seilabschneid'n?“

„Ja,“ kam es zurück.

Ein haarscharfer Schnitt — und locker ließ das Seil.

Der Oberleutnant kroch weiter. Dann lauschte er einen Augenblick. Ein dumpfer Laut drang an sein Ohr — dann gab es ein paar Augenblicke später tief unten einen schweren Aufschlag.

„Herr, gib ihm die ewige Ruh'!“

Wie der Einjährige Bacher die Kackelmacher fing

Weiter mußte Lannhuber. Vorwärts bis zum oberen Einstieg. Dort lag eine Leiche. Es war ein Italiener. „Merkwürdig“, dachte sich der Offizier. „Wer hat denn hier noch gegen die Italiener ...“

„Halt, oder i schiaß!“

„Ja zum Teufel, — seid ihr denn die Unsrigen da oben?“

„Herr Oberleutnant,“ kam es gleich darauf freudig erregt zurück.

„Bacher, sind Sie's,“ stieß der Oberleutnant Tannhuber aufs höchste überrascht hervor.

„Zarwohl, Herr Oberleutnant, wir alle sind's!“

„Ja und die Italiener?“

„Sind auch da, Herr Oberleutnant!“

„Auch ... da? ...“

Als der Oberleutnant wenige Minuten später mit seiner Patrouille in die Felsenwache kroch, bot sich ihm ein merkwürdiges Bild.

Vor dem einzigen Unterstand, der sich in der Form einer höhlenartigen Vertiefung aus dem Weiß der meterhohen Schneewände innerhalb der Felsenwachstellung abhob, kauerten der Oberhollentzer und der Gagerer mit schußbereitem Gewehr. Und dahinter im Dunklen, wurden die Gestalten von drei entwaffneten Italienern sichtbar, die als Gefangene der Patrouille Bacher in der Nocklaverne hockten.

Der Einjährige und der Jäger Troger machten inzwischen dem Oberleutnant ihre Meldung.

„Grad, wie wir heraufklettern wollen, Herr Oberleutnant, der Troger und ich, merken wir, daß welche vor uns im Ramin drin klettern.“

Teufel, haben wir uns gedacht. Das können doch nur Italiener sein, die uns da zuvorgekommen sind. Was anfangen also? Erst sind wir ein wenig zurückgeblieben, erkennen haben sie uns ja in der Dunkelheit nicht können, — und haben uns leise beraten.

Die Situation für uns war verflucht unangenehm. Denn: entweder kletterte vor uns eine ganze italienische

Patrouille, und dann war die Möglichkeit für uns, sie oben herauszuwerfen, ausgeschlossen, und wir konnten nur versuchen, ungeschick und ununterrichteter Dinge wieder in unsere Stellung zurückzukriechen — oder die Alpini vor uns waren die Spitzengruppe einer größeren italienischen Abteilung, die ihren Kameraden bald nachfolgen mußte, um die Felsenwache wieder ordentlich auszubauen und nach unserer Stellung hin zu sichern, und da wären wir mitten zwischen den Italienern im Kletteraufstieg drinnen.“

„Ja, und da hat der Hansl ein'n wirklich geschaidten Gedanken g'habt, Herr Oberleutnant,“ fiel der Troger dem Einjährigen ins Wort und meldete nunmehr selbst weiter:

„Oberhollenzer und Sagerer hat er g'sagt, Herr Oberleutnant, Oberhollenzer und Sagerer, ihr bleibt's hier und deckt uns im Kamin hier den Rücken — kommen welche nach, schmeißt ihr sie einfach den Fels hinunter. Der Troger und ich, wir klettern inzwischen einfach den Italienern nach. Werden wir dann mit denen da oben allein fertig, ist's gut und wir holen euch herauf. Geh't's uns schlecht, werdet ihr's ja ohnehin an unseren Körpern sehen, die dann wahrscheinlich da irgendwo hinunterpurzeln werden. Dann müßt's halt selbst sehen, wie ihr wieder in die österreichische Stellung zurückkommt.“

„Eine verflucht einfache Logik“, bemerkte der Oberleutnant dazwischen, — „purzeln die Feinde nicht vom Berg herunter, müssen's wir es selbst sein. Jungens, ihr seid schon Kerle, — — — Prachtkerle seid ihr ... aber weiter, was war dann?“

„Dann, — ja, Herr Oberleutnant, dann sind der Troger und ich eben weitergekrazelt, und wie wir knapp hinter dem Gegner waren, da haben die wohl gemeint,

daß es die ihrigen sind, die nachkommen, denn sie haben uns in der Dunkelheit sogar ihre Seile und eine Strickleiter heruntergelassen, damit wir auch schön weiter hochklettern konnten!“

„Seile heruntergelassen?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant. Ich kann vom Gymnasiumunterricht her noch ganz gut italienisch ... dann war ich auch oft in den Ferien in Trentino ... ich hab' ihnen einfach auf italienisch hinaufgerufen, sie sollen uns die Seile hängen lassen und den Weg weiter ansagen.“

„Und wie ihr beide dann oben angekommen seid, haben sie euch nicht einfach entwaffnet? Ihr konntet euch doch beim einzelnen Hinaufkriechen in die Felsenwache gar nicht zur Wehr setzen?“

„Die waren so verdußt, Herr Oberleutnant, daß ich beim Losspringen über den kleinen Schneekamm da, schon den ersten umgeworfen hab'.“

„Und dann haben sie wohl gedacht, daß wir viele sind, Herr Oberleutnant,“ meinte der Troger wieder. „Auf jeden Fall hab'n wir die drei da drinnen gefangen, wie die Has'n!“

„Ihr Zwei ganz allein?“

„Ja, wie es dann morgen geworden ist, haben die Kachelmacher drüben wohl das verabredete Signal vermißt und deshalb eine zweite Patrouille nachgeschickt. Die haben dann der Oberhollenzer und der Sagerer fertig gemacht!“

„Ah, dann waren also die abstürzenden Gestalten, die wir heute morgen drüben beobachten konnten, die armen Teufel, die euch in die Hände geraten sind!“

„Jawohl, Herr Oberleutnant. Wir hab'n halt koan

andern Ausweg g'funden, als sie obiz'werfen," meldete da der Oberhollenzer treuherzig.

„Wie die zweite italienische Patrouille, die Spitzenkraxler von ihren Leuten hat absausen sehen, da haben's g'schwindt „Rehrt euch“ gemacht und sind z'rud'!“

„Wie wir dann g'sehn hab'n, daß kei Gefahr mehr ist, sind wir halt auch heraufgeklettert und haben denen da Gesellschaft geleistet, bis die Nacht gekommen ist. Grad, wie ich mit der Meldung zu Ihnen hab' zurückwollen, Herr Oberleutnant, ist das Schießen wieder losgegangen. Da hab'n wir halt gedacht: Sind's die unsern, die von den Wallischen da beschossen werden, ist's gut. Dann kommt ohnehin Verstärkung. Sind's aber Alpini, die kommen, da ist jeder Mann notwendig zur Verteidigung.“

„Und mit den Gefangenen, was hättet ihr mit denen gemacht, wenn die Italiener anstatt uns angekrochen wären?“

„Oh“, meinte da der Einjährige wieder, „die hätten sich nicht gerührt. Mit denen haben wir tagsüber Karten gespielt — es war ganz lustig — die auf italienisch und wir deutsch. Aber gegangen ist's trotzdem. Sogar gewonnen haben die Teufel.“

„Kein Wunder, zwei gegen drei?“

„Zwei von uns waren dabei immer auf Wache und zwei haben dazwischen die Kachelmacher unterhalten,“ ergänzte da der Troger wieder.

„Nur zu raufen hätt'n wir uns alle bald gekriegt!“

„Zu raufen ... ja, warum denn?“

„Wegen dem Geld. Die haben unsere österreichischen Kronen nicht in Zahlung nehmen wollen und denen ihre schäbigen Papierlire haben eben wir nicht gewollt, Herr Oberleutnant!“ ...

In diesem Augenblicke gab es drüben hinter dem Monte Poré einen dumpfen, donnerähnlichen Knall. Eine Sekunde lang horchten die Jäger in die Nacht hinaus. Auch die drei italienischen Gefangenen lauschten einen Augenblick gespannt, fast lauernd. Da umfaßte der Oberleutnant krampfhaft seinen Stutzen. „Herrgott“, dachte er, „Herrgott, wenn die Kameraden, die mit mir hier heraufgekommen sind, jetzt merken, daß das kein Abschuß eines Geschüzes ist, sondern ...“

„Herr Oberleutnant, was ist das?“ erscholl da schon die leise gesprochene Frage eines jungen Kaiserjägers, der mit von der Patrouille war.

Der dumpfe Knall verlor sich noch immer in einem unheimlichen, unterirdischen Rollen. Noch zitterte die ganze Bergwand, wie von einer unsichtbaren Gewalt geschüttelt und gerüttelt. Dann verlor sich das dumpfe Grollen in einer immer schwächer werdenden Erschütterung von Stößen.

Die Soldaten horchten noch immer atemlos.

Plötzlich sagte einer:

„Das war kein Geschützabschuß!“

„Blödsinn“, fuhr die Stimme des Einjährigen dazwischen. „Sie haben sich verhört, Jäger Pfitzner!“

„Nix hab' i mi verhört, Einjähriger. Sonst mögen's ja g'scheidter sein, Intelligenzhansl ... hier bin ich aber gescheidter. Umsonst bin ich nicht jahrelang Straßenbauarbeiter gewesen, wie die Dolomitenstraße gebaut worden ist. Das da, das ist ... das ist ... eine Sprengung im Berg, die bohren unsere Stellung drüben am Col di Lana unterirdisch an!“

Heraußen war es.

Die Jäger von Bachers Patrouille schwiegen. Sie hatten es ja gewußt — aber die anderen ...

„Na und? ...“ fuhr da der Oberleutnant herum.

„Na und, Pfszner ... haben Sie vielleicht sonst noch etwas zu bemerken?“ Fast drohend klang die Frage des Offiziers.

„Ja, sonst ... nnnnein ... sonst hab' ich ja nix g'sagt, Herr Oberleutnant!“

„Sie wissen also jetzt, das heißt Sie und die Kameraden, die mit mir soeben hier heraufgekommen sind, — denn Bacher und seine drei Kameraden wußten es schon, — daß wir jetzt drüben stündlich nicht nur von einem Geschöß, einer Granate oder einer Mine fallen können, sondern daß wir jede Stunde in die Luft gesprengt werden können!“

„Zawoll, Herr Oberleutnant!“

„Gut ... dann lösen ein Unterjäger und sechs Mann, von denen, die mit mir heraufgekommen sind, jetzt die Patrouille Bacher hier heroben ab. Wir anderen beziehen wieder unsere Stellung auf der Spitze des Col di Lana!“

„Zawoll, Herr Oberleutnant“, erscholl es da im Chöre zurück. Keine der Stimmen, nicht ein einziger Tonfall und auch kein einziger Unterton ließ einen Zweifel darüber aufkommen, daß alle diese Männer von nun an bereit waren, lieber in die Luft gesprengt zu werden, als einen Fuß breit des vereisten Felsbodens am Col di Lana dem Feinde kampflos zu überlassen.

Der Tod war ihr Gefelle

Mit solchen Aktionen verging nun Tag um Tag der ersten Aprilhälfte des Winterfeldzuges 1915/16. Während der Winter die Kampfstellungen noch immer in eine

meterhohe Schnee- und Eisdecke eingefroren hielt, hatte oben am Col di Lana selbst der furchtbare Endkampf unter der Erde, im Felsgestein begonnen. Noch immer lag das zweite Regiment der Tiroler Kaiserjäger dort oben in den Stellungen. Während das erste Regiment im benachbarten Lofanagebiet der Dolomitenwelt westlich Cortina d'Ampezzo kämpfte, und das dritte und vierte Regiment im Lagazuoiabschnitte und am Pordojoch und bei Fedaja die Höhenstellungen besetzt hielten, blieb es gerade einem Teil des Bozner, also des Südtiroler Hausregimentes, vorbehalten, den sicheren Tod des In-die-Luft-gesprengtwerdens vor Augen, auf dem Col di Lana auszuharren. Eine Gegen Sprengung vorzubereiten, oder gar Gegenminenstollen vorzutreiben, war in der kurzen Zeit unmöglich. Ohne also selbst genügend technische Mittel zu besitzen, die zur Abwehr der Sprengung notwendig gewesen wären, mußten hier diese Kaiserjäger zusehen, wie der Feind ihre eigene Stellung am Gipfel immer weiter unterminierte und seinen Sprengstollen vortrieb. Bald, nachdem die Kunde von der Absicht der Italiener, die Tiroler mittels Minen in die Luft zu sprengen, weil sie mit der Waffe von der Bergspitze nicht vertrieben werden konnten, bei der österreichischen Truppe selbst allgemein bekannt geworden war, hatte der Abschnittskommandant eine vierundzwanzigstündige Ablösung der Soldaten auf dem Gipfel befohlen. Nie wußte die am Abend ablösende Kompanie, ob sie es nicht war, die in die Luft flog. Heldentum, das nicht viel Worte kannte, befeelte die Kämpfer auf dem Col di Lana, die der Tod schon gezeichnet hatte. Ohne ein einziges Wort des Murrens, ohne Niedergedrücktheit, mit der stillen und bescheidenen Selbstverständlichkeit des deutsch-österreichischen Frontsoldaten gin-



gen die Jäger dieses Tiroler-Regimentes jeden Abend wieder in die Stellungen auf dem Berge. Kaum, daß sie von dem Los sprachen, das sie doch alle erwartete. Und selbst dann, wenn sie es taten, so geschah es in Form einer gutmütigen Bemerkung, eines Scherzes oder einer Redewendung, die niemals Bangigkeit oder feiges Zurückprallen vor der Gewißheit des sicheren Todes verriet. Immer wieder klang die selbstverständliche Bereitschaft aus den Reden dieser Männer, die jene bewußte Todeserwartung nicht als Fügung des Schicksals, sondern als notwendige Tat für die Freiheit ihrer Bergheimat kennzeichnete.

Nacht um Nacht wurde der unheimlich surrende Ton der italienischen Bohrmaschinen tief drinnen im Fels deutlicher vernehmbar. Schwer und grollend ächzte der Berg

unter den Sprengungen in seinem Gestein, mit welchen die italienischen Mineure ihre Bohrarbeit rascher vorwärts zu treiben suchten. Jäh fuhren dann die Verteidiger oben in ihren Wachtpostenständen und Unterkunftsclavernen auf und lauschten in die Nacht hinaus. Wie lange es wohl noch dauern mochte? — Waren es nur noch Tage, oder dauerte es gar nurmehr Stunden? —

Aber da war es ja wieder, das Grollen und Rollen, das Surren und Scharren ... und solange das noch anhielt, solange gab es noch Möglichkeiten des Weiterlebens um Stunden und um Tage. — Hörte das Lärmen der Bohrer und das Dröhnen der Sprengungen eines Nachts auf ... dann ... kam der Tod! — Denn dann holte der Gegner seine Mineure zurück, um sich dafür die Mannschaften zu holen, mit denen er die Ladungen an Sprengstoffen und die Zündleitungen heranschaffen ließ, die dann den Col di Lana endgültig in die Luft reißen sollten.

Troßdem. So einfach sollte er die Kaiserjäger nicht sterben sehen, dieser Gegner, der die Spitze selbst niemals zu erstürmen vermocht hätte. Die Beunruhigung der italienischen Unterminierungsarbeit gestaltete sich von Tag zu Tag lebhafter. Jede, der sich ablösenden Kompanien Kaiserjäger wetteiferte beinahe in der Durchführung verwegener Patrouillengänge und Streifen. Die Antwort der italienischen Artillerie blieb nicht aus. Aber nicht nur sie trommelte vor allem nach der kühnen Besetzung der Felsenwache mit immer zunehmender Heftigkeit auf dem Stückchen verschneiten Felsgesteins, den der noch durch Granaten zerwühlte Gipfel des Col di Lana darstellte. Nein ... auch neue Sturmwellen setzte der Gegner trotz des tiefen Schnees, trotz Lawinengefahr und Absturzmöglichkeiten an. So hiel-

ten die Jäger dort oben nicht nur Nacht für Nacht im nervenzerrüttenden Steinezermahlen der Bohrmaschinen aus, sondern sie kämpften in den letzten Tagen vor ihrem Heldentode auch noch Stunde um Stunde mit der Waffe in der Hand um jeden Stein, um jeden Felskloß und um jede Schneewand.

Die Sprengung

Wieder war ein solcher Tag voller Gefechtslärm, voller Rattern und Knallen, das vom schweren Einschlag der Geschossexplosionen begleitet gewesen war, vorübergegangen. Zum soundsovielten Male hatte die Kompanie Tannhuber die Kompanie Holm abgelöst. Nun herrschte seit ungefähr einer Stunde Ruhe in den Stellungen rings um die Gipfelfuppe des Col di Lana. Auch drüben am Gief und bei den Italienern, deren Graben elf Meter vor der äußersten österreichischen Feldwache entfernt lag, schien die Front am Abend dieses 17. April 1916 schlafen gegangen zu sein.

Ganz vorne, an dem am weitesten vorgeschobenen Postenstand der Österreicher liegt seit der erfolgten Ablösung durch die Kompanie Tannhuber der Einjährige Bacher auf Posten. Über ihm hockt der Gagerer, schweigend, in sich gekehrt und schnitzelt im Dunkeln mit dem Messer unaufhörlich dabei an einem Stück Holzpfosten, den er, weiß Gott wo, ausgegraben hat.

Hinter dem Einjährigen, der in die Nacht hinausstarrt und horcht, flüstern die Stimmen der Kameraden, des Oberhollenzer und des Troger, die sich leise im Wachunter-

stand unterhalten. Sie schlafen nicht, sie hocken am Ausgang des Schneeloches und schauen zu ihm, der selbst Wache hält und zum Gagerer hinüber. Er spürt sie geradezu, die Blicke der Kameraden, der Intelligenzhansl und hört jedes Wort, das sie sprechen.

„Troger ... was schnitzt denn da im Finstern ... kannst ja nix G'scheidtes sehen ...“ vernimmt da der Einjährige den Oberhollenzer.

„Zu dem, was i schnitz' brauch i eh nix sehen. Dös fühl i eh besser als ich's seh!“

„Red' doch net ... was zerschneidst denn des Holz für nix und wieder nix ...“

„Für nix und wieder nix ... Oberhollenzer ... red' du lieber net, wenn d' eppes net woast ... des, was i da schnitz'n tua ist für dich, für'n Gagerer, für mich und 'n Hansl eppes (etwas).“

„Nachdem ... was denn?“

„G' Grabkreuz!“

„Holla ... Troger ... hat's dich?“

„Gar net hat's mich ... aber, wenn er uns eh alle in die Luft haut der Wallisch (Welsche), da hab i mir halt denkt, schneidst halt a Kreuzl für uns viere ... weiß der Herrgott ... vielleicht haut's uns vier alle z'sammen in ein Steinhäufen. Hab'n wir dann a Kreuzl dabei, hab'n unsere Seelen a Ruah' ... a Kreuz beim Grab ist halt doch ein Kreuz ... da hilft nix ...“

„Denkst du schon wieder an's in die Luft fliegen ...“ murret der Gagerer dazwischen, „Teißl ... Troger ... i hatt' di für mutiger g'halt'n.. Was sein muß, muß sein ... aber, daß i a nur a Minut'n früher dran denk', wie es

sein muß ... na ... wann's kommt, kommt's ... Sterben, auch für uns da heroben ... Aber das ist gewiß ... so schnell, als du es meinst, Troger ... so g'schwind kommt's Sterben für uns nicht!"

Der Intelligenzhanzl hört die Reden der Kameraden und hört sie doch wieder nicht. Wie aus ganz weiter Ferne klingt das leise Geflüster bis zu ihm herauf in den Schützenstand. Weit beugt er sich zwischen den gefrorenen Sandsäcken und den kalten Schneewänden der Postenverschalung zum Auslug vor und starrt in die Dunkelheit hinaus. Schwarz senkt sich vor seinen Augen die Schlucht, die den Hang des Col di Lana von dem des Monte Poré scheidet. Auch drüben am Monte Poré stört nichts das Weiß der Abhänge, die sich über den unteren Waldkuppen des Berges abheben. — Wie still die Front mit einem Male ist!

„So g'schwindt kommt's Sterben noch nicht!“ Hatte der Gagerer das nicht gerade vorhin zum Troger gesagt? Weißt du das auch gewiß, Gagerer ... ganz gewiß ... ja?

Wieder horcht der Intelligenzhanzl zum Feind hinüber. Auch da vorne, gleich, in elf Meter Entfernung, wo die schwarzen Stöcke der Stacheldrahtpfosten gerade noch ein paar Zentimeter aus dem Schnee ragen, rührt sich beim Italiener nichts.

Ein furchtbarer Gedanke kommt dem Bacher plötzlich.

Hat der da drüben seine Feldwache vor uns geräumt?

Mit einem Male jagen die Gedanken dem Einjährigen wie rasend durch den Kopf.

Natürlich ... hätte man die Felsenstellung, die er — vor zehn Tagen war das wohl gewesen — selbst besetzt hatte, noch im eigenen Besitz, dann wäre dem Italiener ein unbemerktes Räumen der Stellung da vorne unmöglich

gewesen. Aber die Felsenstellung war unhaltbar gewesen. Nach drei Tagen hatte sie wegen des wahnsinnigen feindlichen Trommelfeuers wieder geräumt werden müssen. Jetzt war es also dem Gegner möglich, unbeobachtet seine Leute aus der Stellung vorne herauszuziehen, um ... ja um ...

Da lagen sie nun in der Dunkelheit, die Dolomiten, die Heimatberge ... vielleicht, daß er sie in diesem Augenblick zum letzten Male sah ... da drüben den Monte Pelmo und links davon die Civetta und dann ganz rechts die ewigen Eisfelder der Marmolata. Abschied nehmen, hieß es jetzt für ihn, ja Abschied nehmen von den Bergen, von der Heimat, von dem Vater und der Mutter daheim, drunten in Brigen, vom kleinen Schwesterlein im Pensionat der englischen Fräulein in Meran, Abschied ... von den Kameraden und Abschied ... vom Leben. Denn, wenn kein Posten des Gegners, kein Laut, kein Leben da vorne über den Stacheldraht der eigenen und gegnerischen Verhaue mehr zu spüren war, dann hatte der Feind seine Leute aus der gefährlichen Zone bereits herausgezogen, die auch mit in die Luft fliegen konnte: Dann war er mit seinen Vorbereitungen fertig und die Sprengung stündlich zu erwarten. Für diesen Fall lautete der Befehl, sofort Meldung zu erstatten, damit der Kommandant des Col di Lana seinen Kaiserjägern den Befehl erteilen konnte, sich fertig zu machen, um ... ja, dieses um, da waren seine Gedanken vorhin einen Augenblick abgeschweift: um die letzte Bereitschaft — die Todesbereitschaft anzutreten!

„Gagerer, ... lös' mich bitte einen Augenblick ab ... ich muß ... ich muß sofort zum Oberleutnant!“

„Was du? ... bist ja noch gar nicht abgelöst ... da geh' schon ich mit der Meldung zurück!“

„Nein, Gagerer ... du nicht! ... Keiner von euch darf zurück ... ich allein kann nur dem Oberleutnant sagen, was ...“

„Red' doch nicht so g'schert (geheimnisvoll überlegen). Oder ... hast du vielleicht etwas gemerkt? Ist's soweit? ... Hallo ... Hans, heraus mit der Sprache ... na redt schon!“

Mit einem Satz sind die Kameraden um den Einjährigen herum, pressen und drängen sich unter die schmale Zugangsstelle des Postenstandes und versuchen, sich neben Bacher zu zwängen, um auch etwas aus der unheimlichen Stille da vorne herauszuerlauschen, die ihnen die Gewißheit gibt, daß der Augenblick der Sprengung nahe sein muß.

„Was ist hier los?“

Beim Klange dieser Stimme fahren sie alle herum. — Da steht der Oberleutnant! — Niemand hat ihn kommen hören. Wie aus dem weißen Winterboden plötzlich herausgewachsen, hebt sich seine hohe Gestalt von der blaßweißen Umgebung der aufgeworfenen Schneewehren. Fast lautlos, völlig unbemerkt war der Offizier über den schmalen Laufgrabenstieg, der bis zum Postenunterstand nach vorn führte, herangekommen.

„Herr Oberleutnant ... ich melde gehorsamst ... Herr Oberleutnant ... wir glauben: Es ist soweit!“

„Goo! ... Sonst noch etwas Neues!“

Die Antwort erstirbt den Soldaten auf den Lippen. Kein Wort hat er, der Oberleutnant, für die furchtbare Wirklichkeit, die sich vor ihnen in den nächsten Stunden auf tun wird. Mit keiner Silbe rührt er daran, daß die Todesstunde nunmehr mit Uhrzeigergeschwindigkeit näher rückt.

„Meldung zurück ... Alles fertig machen“, das ist das einzige, was Tannhuber nach einer Pause noch zu sagen hat und dann noch:

„Bacher ... lassen Sie mich einmal auf den Postenstand.“

„Jawohl, zu Befehl ... Herr Oberleutnant.“

Nun horcht auch der Oberleutnant angestrengt in die Nacht hinaus. Auch er kann beim Feind drüben keinerlei Bewegung beobachten. — Kein Zittern und kein leises Surren verrät das unheimliche Arbeiten der gegnerischen Bohrmaschinen mehr.

Die Hölle ist los!

Also doch! ... denkt Oberleutnant Tannhuber bei sich und wirft noch einen kurzen Blick zum Nachthimmel hinauf. Der hat sich inzwischen ganz unmerklich überzogen. Über der Civetta und dem Monte Pelmo überschatten dunkle Wolkenwände die weißen Schneehalden.

Der Oberleutnant beugt sich noch einmal angestrengt lauschend vor. War da nicht eben irgendwo ein leises Klirren zu hören gewesen? Zum Teufel! Wenn der Gegner da vorne, vierzig Schritt entfernt noch seine Leute im Graben hatte, dann war eine Sprengung in dieser Nacht doch ausgeschlossen. Er jagte dann ja seine eigenen Leute mit in die Luft! —

Oberleutnant Tannhuber springt von der Böschung herunter.

„Zwei Jäger sofort als Patrouille vor, um festzustellen, ob die feindliche Grabenbesatzung noch da ist!“

Ein paar Minuten später kriechen der Oberhollenzer

und der Troger aus dem Postenstand nach vorne. In ihren weißen Schneemänteln werden sie auch sofort für die eigenen zurückbleibenden Kameraden unerkennbar.

Nun vergehen bange Minuten. Sie erscheinen wie eine Ewigkeit. Der Einjährige Bacher, der dicht neben dem Oberleutnant steht und versucht, mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes neue Geräusch vorne zu achten, wird allmählich schrecklich müde. Er wehrt sich zwar mit aller Kraft gegen dieses Gefühl der Mattigkeit, das ihn beschleicht, aber mit einem Male sieht er sich in der Schule und hört laut und deutlich die Worte seines alten Geschichtsprofessors, der eben dabei ist, ihm und seinen Klassenkameraden eine Definition des jungen Tirolers zu geben. Deutlich hört er den würdigen alten Herrn jetzt sagen:

„Wenn so ein kleiner Tiroler Bub' zum ersten Male in seinem noch so jungen Leben die Stupsnase über den Wiegenrand hebt und mit den großen Kinderaugen die erste Entdeckungsreise durch die weite Welt, die ja für ihn vorerst nur eine holzgetäfelte Bauernstube ist, antritt, dann sind es gewöhnlich drei Dinge, an denen der Bubenblick sofort haften bleibt: Der Herrgottswinkel, das Hoferbild und der Stuzen.

Diesen drei symbolischen Zeichen, die stets das Um und Auf des Tiroler Volkes gebildet haben, und Glauben, Vaterlandsliebe und Wehrhaftigkeitsgefühl dieses Bergvolkes versinnbildlichen, bleibt der Bub' bis zum reifen Mannesalter treu.

Das Befen lernt er, weil es die Mutter sagt und der Pfarrer predigt. Die Heimat liebt er, weil er ihr von Kindheitstagen sein tägliches Brot abringen muß, und weil ein guter Gott ihm eine Umwelt zu seinem Tagwerk hin-

gestellt hat, daß es sich ihm heiß und glühend ins Herz und auf die Augen legt, wenn er zu seinen Bergen aufschaut. Das dritte aber, das liebt er, weil es ihm im Blute liegt.“

Ja, auch ihm, dem Hans, liegt das Soldatenleben und die Heimatliebe im Blute! Gewiß hatte er es schön gehabt, daheim bei der Mutter und dem Vater. Erinnerungen an schöne Kindheitstage mengen sich plötzlich in das Auf und Ab der Traumbilder, die ihn vom Elternhaus und Spielplatz zu den Schulkameraden und Lehrern führen. Dann sieht er sich vor dem Vater stehen und mit einer an sich selbst noch nie gekannten Festigkeit von diesem die Einwilligung heischen, sich als Kriegsfreiwilligen bei den Kaiserjägern zu melden. Ein halbes Jahr früher, als er sonst gemußt hätte. Wie dann die Mutter geweint und das Schwesterchen sich an seinen Arm gehängt hatte und der Vater erst nach vielen Widerständen „Ja“ gesagt hatte. „Junge“, hatte er gesagt, „bist zwar kein richtiger Tiroler Berglerbub“, bist ja immer ein Mutttersöhnchen gewesen, aber im Blute, ja im Blute liegt es euch ja allen!“

Und dann war er eingerückt, mitten unter die Kaiserjäger, ein Tiroler unter Tirolern, ein Soldat, wie die anderen alle ... Freilich, doch ein bißchen viel verspotteter Soldat ...

Jäh reißt es den Hans aus den Träumen. Mitten in seine Gedankenspielereien fährt der wohlbekannte Laut eines hämmernden Maschinengewehrs. Mit einem Ruck ist er wieder wach und hört den Sagerer gerade noch zum Oberleutnant sagen:

„Nein, Herr Oberleutnant. Unsere Patrouille ist noch gar nicht ganz heran an die feindliche Stellung. Ich habe

sie gerade erkennen können, wie sie dort rechts am Grat an den italienischen Verbau heranschleicht.“

Unten im Schneehang vor der Feldwachstellung vollführen jetzt Steinsplitter, Schuttschiefer und faustgroße Schneebrocken einen unheimlichen Auf- und Abtanz im Lichte zweier feindlicher Scheinwerferkegel, die das Vorfeld des italienischen Grabens bestreichen. Ein italienisches Maschinengewehr spritzt ganze Garben feindlichen Feuers nach dem Weg, den die beiden Jäger genommen haben müssen.

„Das Feuer kommt aber von drüben, vom Monte Poré“, sagt der Oberleutnant.

„Die haben unsere Patrouille bemerkt und beschießen sie von dort. Vom Graben gegenüber fällt kein Schuß ... da schauen Sie nur hin, Sagerer!“

In diesem Augenblick, gerade, wie auch der Intelligenzhanzl dabei ist, wieder mit auf die Böschung zu kriechen, um zu sehen, woher das plötzliche Feuer auf die eigene Patrouille kommt, dröhnt es drüben in der Gegend von Buchenstein drohend auf.

„Obacht ... die Teufel legen uns schwere herüber!“

Und ehe der Sagerer das noch fertig ausspricht, heult es schon kreischend heran und haut mit fürchterlicher Wucht in den Felsboden.

„Herr Oberleutnant, kommen Sie in den Postenunterstand“, bittet der Einjährige .

„Geh't's nur ihr hinein, ich bleibe ... muß doch sehen, welche genaue Zielrichtung die Kerle da drüben verfolgen. Wenn sie die Kuppe des Col selbst weiter belegen, dann wollen sie wohl die Sprengung verschleiern!“

Brummms ... haut es noch in die Gänge, die Oberleutnant Tannhuber gerade ausspricht, mit neuer Wucht

herein. Und nun scheint die Hölle losgelassen, denn mit einem Male heulen auch die Gebirgsbatterien des Gegners los, kurz, bellend mit ihrem eigentümlichen hellen Klang, der ihnen den Spottnamen Tschinbum bei den Österreichern eingetragen hat.

Eine rasende Feuerwelle aus Duzenden von Geschützrohren tobt jetzt Schlag auf Schlag gegen die Spitzenstellung des Col di Lana.

Längst haben sich der Sagerer und der Bacher unter den schützenden Vorbau des Postenunterstandes verkrochen. Nur der Oberleutnant ist nicht zu bewegen gewesen, von seinem Beobachterstand zu weichen.

„Befehl für euch beide ... in Deckung gehen! Wenn ich falle, stellt ihr die Verbindung mit den Kameraden rückwärts her.“ Das war sein kurzer Befehl gewesen, dem zuwider zu handeln keiner wagt.

Der Feind rast. Ganze Granatgarben speien seine Geschütze über die Handvoll Kaiserjäger, die auf dem Gipfel in den Verbauungen und Unterständen aushält, bereit, sofort auf Befehl in den Graben zu springen, um dort dem Angriff des Gegners zu begegnen oder ... um in die Luft gesprengt zu werden.

Immer neue große Brummer wuchten neben den Tschinbumeinschlägen heran. Heulend, pfeifend. Sie jagen Felsstücke und Steinblöcke auseinander, daß ihre Trümmer in hunderten kleiner Stücke durch die Luft pfeifen und da- und dorthin knallen. Dazwischen peitscht es den Schnee auf. Hoch spricht der, wie von unsichtbaren Schneeschleudermaschinen aufgewirbelt, so daß die Stellung in ein weißsprühendes Riesenschneerad gehüllt zu sein scheint. Holz, Blech, Eisen, alles fliegt durcheinander und prasselt dann

wieder auf die sich zusammendrückenden Verteidiger nieder, die mit zusammengebissenen Zähnen in ihren Schneelöchern kauern und warten, warten.

Plötzlich kugelt eine Gestalt an der Grabenböschung herunter, fällt am Postenstand des Oberleutnants vorbei und dem Intelligenzhansl, der in der Lücke des Unterstandes kauert, gerade vor die Füße.

Der Oberhollenzer!

„Herr Oberleutnant ...“ schreit der Einjährige, „Herr Oberleutnant, der Oberhollenzer ...“

Da ist der Offizier auch schon herunter, beugt sich neben den über und über blutenden Oberhollenzer und versucht, ihn aufzuheben.

„Sagerer, gehen Sie statt meiner auf den Postenstand. Na, Oberhollenzer, was ist los?“

Dem Oberhollenzer hat ein Sprengstück das ganze linke Schulterblatt zerfetzt. Schwer keucht der Verwundete. Im Aufknien hält er sich mit der Rechten die blutigen Uniformlappen über der zertrümmerten Schulter.

„Oh, oh ...“ stöhnt er in seinem wahnsinnigen Schmerz auf, „oh ... wie das brennt ... Hansl ... Herr Oberleutnant ... habt's ein Tröpfel Wasser ... ein bisschen Wasser bloß!“

„Da ... gib Schnee her, Bacher. Rasch ... und dann her mit deinem Verbandpäckchen ... vorwärts ... so, Oberhollenzer — da ... es wird ja gleich wieder besser sein!“

„Herr Oberleutnant“, stammelt der Verwundete, ... „Herr Oberleutnant ... die Italiener verlassen ihre Stellung ... wir habens gesehen, wie sie über die Zugangssteige zurücklaufen. Die wollen sprengen, Herr Oberleutnant ... sprengen wollen sie!“

„Wo ist der Troger?“

„Der liegt draußen, Herr Oberleutnant ... der ist schon hinüber. Splitter haben ihm den Kopf weggerissen, grad vor mir, wie wir wieder herein haben wollen in den Postenstand!“

„Bacher, holen Sie sofort die Sanitäter ... von der Meldung kein Wort den anderen ... ich komme selbst sofort ... Weisungen geben, aber rasch!“

Die Kameraden in den anderen Teilen der Stellung sehen den Einjährigen so eigentümlich an, wie er die Sanitäter holt und auf ihre Fragen keine Antwort gibt. Ob sie sein Schweigen verstehen? Sicherlich!

Wie er mit den Sanitätern zurückkommt, um den Oberhollenzer zu verbinden, hat das Artillerief Feuer des Gegners noch zugenommen. Den ganzen Postenstand hat es niedergerissen, eine brenzlich riechende, zum Husten reizende Rauchwolke liegt über der verschütteten Stellung. Eben wühlt sich der Oberleutnant mit dem Sagerer aus den Trümmern. Sie haben den Oberhollenzer in den Unterstand gebettet gehabt und räumen nun den Schnee und den Schutt weg, der den Schwerverletzten beim Einbruch des Granattreffers zugedeckt hat.

„Oberhollenzer, lebst noch?“

„Ja!“ kommt eine matte Stimme zurück.

Nun machen sich alle daran, dem Oberhollenzer hochzuhelfen. Nach ein paar Minuten haben sie den Verwundeten auf der Tragbahre.

„Ist weiter nichts passiert, Herr Oberleutnant. Nur die Wunde hat's jetzt noch verdreht, die brennt höllisch!“

„Sofort zurück mit ihm“, befiehlt Tannhuber und dann sagt der Oberleutnant noch:

„Leb' wohl, Oberhollenzer!“

Und auch der Sagerer sagt's ihm und der Bacher.

„Grüß halt alle daheim, meine Frau und die Kinder, gelt, Oberhollenzer, und's Dorf, wann du hoamkimmst“, meint der Sagerer, und der Hansl sagt bloß:

„Sagst halt der Mutter und dem Vater, daß ich ihnen für alles danken lass', was sie mir Gutes getan haben, mein Lebtag lang.“

Bei diesen Worten des Intelligenzhansl fährt der Verwundete mit einem jähen Ruck hoch.

„Halt ... niederlegen die Bahre ... niederlegen sag' ich!“

„Na, was hast denn noch, Oberhollenzer?“

„I geh nit z'ruck, Hansl ... i geh nit!“

„Bist wohl verrückt ... natürlich wirst du!“

„Nix redet! Bua ... wenn's mir auch die Schulter zerrissen hat und ich zum Schießen jetzt nichts tauche ... aber ich lass' mich in dieser Stund' nicht zurückbringen, Hansl ...!“

„Was ist los?“ fragt der Oberleutnant dazwischen.

„Vorwärts, Kinder, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“

„Ich bleib' bei Ihnen, Herr Oberleutnant!“

Ganz fest ist die Stimme des Verwundeten mit einem Male, ganz sicher und bestimmt.

„Holla ... Oberhollenzer ... leg dich hin auf die Bahre und lass' dich zurücktragen! Hier bei uns hat keiner mehr etwas verloren, der nicht unbedingt den Tod suchen will!“

„Grad' deshalb, Herr Oberleutnant, ich verlass' meine Kameraden nicht. Wo der Troger liegt und Sie und das

Hansl und der Sagerer und alle von der Kompanie bald liegen werden ... da g'hör ich auch hin ... da ..."

Seine Worte verhallen im neuerlichen Krachen eines Granateinschlages und in einem fürchterlichen Schlag, der sie alle durcheinanderwirft.

„Zurück aus der Stellung — der Feind sprengt!“ hört der Hansl noch gerade die Stimme des Oberleutnants zur Grabenstellung hin brüllen, — dann wirft es ihn selber, wie von unsichtbaren Händen hochgehoben, ein Stück in die Luft, — gleich darauf haut es ihn nieder, schmeißt ihn mit dem Kopf gegen ein Stück Stein, das aus dem Schnee ragt und preßt ihm dabei die Kehle zusammen, daß er sich wie von irgendeiner Hand am Halse gewürgt fühlt. Aber er will schreien, er muß schreien, gerade so, wie es der Oberleutnant soeben getan hat.

Herrgott, bricht denn da nicht der Fels unter ihm auseinander ... Mutter, denkt er plötzlich, Mutter ... nein, dein Junge läßt sich hier nicht begraben, nein hier nicht, so nicht, zerquetscht zwischen den Steinstücken, die mit einem Male unter seinen Knien zu zittern und zu rollen beginnen. Mit übermenschlicher Kraft zwingt er sich hoch taumelt ein paar Schritte und hält sich an einer Feldtelefonstange fest, die von einer kleinen Erhöhung aus dem nachgebenden Schnee- und Steinboden hervorragt.

In diesem Augenblick sieht er die anderen Kameraden der Kompanie vor sich in die Laufgräben stürmen und aus den Unterständen herauspringen.

„Sprengung!“ brüllt auch er jetzt.

„S — pre n — gung ... alles zurück!“

Dann zischt eine gelbrote Stichflamme auf, mitten aus den Steinen bricht sie, ein donnerähnliches Rollen und Grol-

len erschüttert den Berg, Steine brechen weg, wie Holzsplitter. Meterhohe Schneefontänen werden hochgeschleudert, ein furchtbares Beben und Bersten hebt an, als löse sich der ganze vieltausend Meter hohe Bergblock aus seinen Fugen, um in sich zusammenzustürzen.

Und er stürzt auch in sich zusammen.

Wirkliches Heldentum

Kilometerweit hallt die furchtbare Explosion, tausende von entsetzten Soldatenaugen sind in dieser ersten Morgenstunde des 18. April 1916 Augenzeuge eines unerhörten Heldendramas, das im Zerschlagen und Zersprengen des Col di Lanagipfels seinen vorläufigen Abschluß findet.

Noch ziehen die Rauchschwaden der verbrennenden Explosionsgase zwischen den aufklaffenden Rissen und schwarzen Steintrümmern über die Spitze des Col di Lana hin und schon tost neuer Kampfeslärm über den Trümmern dahin. Dort, wo in den zerplakten Steinmassen nur mehr der Tod und grauenhafte Verwüstung das Kampffeld zu beherrschen scheinen, liegen am Westgipfel des Col di Lana noch Kaiserjäger und kämpfen um die Steintrümmer. —

Auch der Intelligenzhanfl liegt dort. Wie durch ein Wunder ist er beim Auseinanderspringen und wieder in sich Zusammenfallen der Steinmassen nicht mit in die Tiefe gerissen worden.

Von der niederbrechenden Erhöhung, auf der er sich an der Telefonleitungsstange gehalten hatte, war er mit einem Satz auf einen Steinblock gesprungen, der mitten zwischen den links und rechts abbrechenden Steinplatten unerschüttert stehen geblieben war. Dort hatte er mit zwei anderen

Jägern das furchtbare Schauspiel mit erlebt. Aber kaum, daß sich der Berg beruhigt hatte und das Schreien der Verschütteten unter den Trümmern laut wurde, tauchten schon die Gestalten feindlicher Stürmer vor ihnen auf.

Was tun, . . . hier, ohne Waffen?

Noch überlegen sie, da prasselt es schon rechts seitwärts von ihnen von der Westseite des Berges in den Gegner hinein.

Lebten noch Kameraden in den Trümmern?

Das gab neue Hoffnung.

Herunterklettern von dem Steinblock und nach der Richtung der Abschüsse hinrasten, war das Ergebnis eines Augenblicks gewesen. Aber gerade diese Augenblicke mußten für die Dahinrastenden Stunden eines erschütternden Erkennens von der Größe des Opfers der Kameraden werden. Nichts erinnerte mehr an die alte Stellung, kein Steig, keine Leiter, kein Postenunterstand war mehr zu erkennen. Alles lag zertrümmert, weggeschlagen, plötzlich versunken vor den Augen der Vorwärtskriechenden. Meterhohe Schutt- und Geröllmassen, die schwarz und wie verkohlt aus dem Schmutzigweiß des Schnees an die Bergoberfläche geworfen worden waren, bedeckten das steile Hochfeld. Und dann das traurige, erschütternde Wimmern unter den Steinen. Da lagen sie, die Kameraden. — Vielleicht ganz nahe, nur einen Meter tief unter dem Steingeröll und die drei konnten nicht helfen.

Aber wozu jetzt an all das denken. Die feindliche Stürmerreihe da drüben kletterte höher und höher über die Geröllhalden heran. Bevor die an die letzten Verteidiger oben herangelangt war, mußten sie selbst bei jenen sein.

Endlich haben sie die Schützen erreicht. —



Jäger liegen da zwischen den Steintrümmern, die mit nichts mehr Soldaten gleichen. Die Gesichter verrußt und verbrannt, die Uniformen in Fetzen herabhängend, blutig, zerschunden. Ohne Kopfbedeckung, vielfach mit offenen Wunden an Kopf und Körper, so ducken sich da vier, neun, elf, fünfzehn Schützen im Grau des Morgens und des Totenfeldes, das Gewehr in der Faust, die Augen entzündet und starr nach dem heranklimmenden Gegner gerichtet, der ihnen selbst nicht einmal die Ruhe des Grauens von dem eben Erlebten gönnen will, der sie auch hier noch im Abebben der eigenen furchtbaren Erinnerung zu Tode heizen möchte.

Wie der Einjährige mit seinen zwei Begleitern herzuspringt, heben sich ein paar Köpfe aus dem Schutt. Einer lacht sogar rauh und heiser auf:

„G' Intelligenzhansl lebt noch! — Hast's auch verdient, Einjähriger, denn wenn du nicht so geschrien hättest, hätt mich der Berg mitten im Schlafen zuluckt (zugedeckt).“

Der Einjährige schaut links und rechts. Kein bekanntes Gesicht ist unter den Jägern, die da liegen. Nur schwarze, verrußte Antlitzstieren zu ihm herüber, Gesichter, aus denen sich das Weiße der Augen merkwürdig scharf abhebt.

„Wer hat hier das Kommando?“ fragt er im Hinstreifen.

„Keiner, jeder für sich selbst!“ ist die kurze Antwort, die zurückkommt.

„Gut, dann führe ich das Kommando!“

„Echo recht ... Intelligenzhansl ... ist eh dei letztes Kommando ... sollst n' Spaß haben, uns zu befehlen!“

Dann nach einer kurzen Pause:

„Hast denn ein Gewehr bei dir?“

„Nein ... habt ihr ein übriges?“

„Das nicht ... aber Handgranaten ... was anderes braucht es sowieso nimmer!“

Nein, sie brauchen auch wirklich keine Gewehre mehr, denn in diesem Augenblicke tauchen die italienischen Stürmer direkt vor ihnen auf.

„Los, auf sie!“ ruft der Hansl.

Eine wilde, entschlossene Wut hat ihn gepackt. Er selber springt als erster auf und wirft eine von den Handgranaten, die ihm ein Jäger zugeschoben hat. Drei, vier Detonationen erfolgen. Wartet ihr, ihr sollt den Sieg teuer genug erkaufen!

Dann springen auch die anderen auf und werfen ihre Handgranaten. Ein Häuflein Todgeweihter, Tollkühner, die eben dem Verschüttungstode entronnen, mit beispielloser Zähigkeit auch die Trümmerstätte dem Gegner nicht kampflos überlassen wollen, stürzt sich dem Feind entgegen.

Einen Augenblick stutzen die Italiener. Sind das Menschen, oder sind es die Geister der Toten, die da plötzlich wie ein Spuk vor ihnen auftauchen und mit den Händen, ja mit den bloßen Händen auf sie losgehen wollen!

Nein, es sind keine Geister, es sind Kaiserjäger, die da auf sie lospringen.

Vorne ein ganz junger. Ja, der, der soeben die erste Handgranate geworfen hat ...

Per Dio! wie der auf sie loskommt! Was schreit er?

„Heil Tirol!“

Sie hören es deutlich ... dann kauern sie sich nieder, die Infanteristen und Alpini des Königs von Italien und

warten mit vorgehaltenem Stoßbajonett auf den Ansprung der letzten Kaiserjäger von der Col di Lanabefatzung.

Und tollkühn und verbissen, wie sie herangekommen sind, springen sie die Gegner an. Ein wütendes Ringen von Mann zu Mann beginnt. Wo den Tirolern die Waffen fehlen, packen die Hände zu und würgen und pressen, bis sie von irgendeinem Todesstahl getroffen erstarren und in die Leiber der Gegner verkrampft vom Drucke ablassen müssen.

So fällt Jäger um Jäger von der nach der Sprengung am Leben gebliebenen Restbesatzung des Col di Lana. Als letzter bricht der Einjährige Bacher unter einem Bajonettstich in die Kehle sterbend zusammen. Im Niederstürzen und Verröcheln hört er noch einmal das Aufstaken österreichischer Maschinengewehre und das Rollen der Salven aus den Gewehren zum Gegenstoß vorgehender Kaiserjäger. Es ist die Kompanie des Hauptmanns Holm, die drüben am Grate, der vom Monte Cief herüberführt. Sie wird den Col di Lana zurückerobern.

